This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

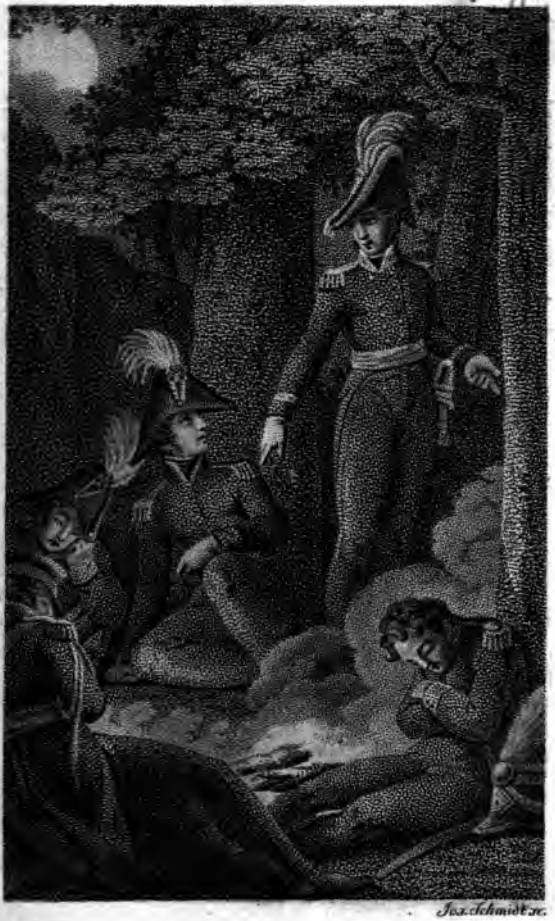
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F 23512

Sophie Wüthrich
geb: v: Graffenried.

pag: 269.



Jos. Schmidt sc.

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

geborne von Greiner.

Der übel Größtes iſt die Schuld.

Schiller.

*

Vierter Theil.

Leipzig, 1818.

In Commiſſion

bey Auguſt Liebeskind.

Frauenwürde.

Erſter Brief.

Die Gräfinn von Lichtwerth an ihren Sohn.

Rothenberg den 24ten Jänner 1813.

Es ſind jetzt beynahe zwey Jahre, ſeit ich aus meiner tiefen Einſamkeit eine warnende Stimme an Dich habe ergehen laſſen, mein einziger, mein geliebter Sohn! Du haſt ſie damahls nicht allein nicht geachtet, ſondern vielmehr mit aller Macht, die Dir meine Liebe, und der Wunſch, Dich vergnügt zu ſehen, über mein allzuſchwaches Herz gaben, an mich gedrungen, ja geſtürmt, kann ich wohl ſagen, daß ich Dir meine Einwilligung zur Verbindung mit Deiner jetzigen Gemahlinn nicht verweigern möchte. Ich ließ mich überreden, und that, wozu mein Herz immer Nein ſagte, und wohl nie mit aufrichtigem Gefühl Ja ſagen kann. Ich wich Deiner Leidenſchaft. Die Tochter meiner Verfolgerinn ward Deine

Frau, und Du haſt, wie Du mir ſchreibſt, wohl nicht Alles ganz ſo gefunden, wie es ſich Deine geblendete Einbildungskraft vorſpiegelte, aber doch bis jetzt noch keine überwiegende Urſache zur Unzufriedenheit gehabt. Gott gebe ſeinen Segen dazu, mein Sohn, daß es immer ſo bleibe! Das iſt mein eifrigſtes Gebeth.

Da iſt Deine Frau und meine Schwiegertochter. Dieß heilige Band wird immer in meinen Augen ein milderndes Licht über ſie breiten, und ich werde ihr Thun und Laſſen nie ſo ſtreng beurtheilen, als die Welt es thut, beſonders nachdem ich in manchen ihrer Schritte nicht ſowohl die Richtung ihres eigenen Geiſtes, als die Einwirkung ihrer ſtolzen und ehrſüchtigen Verwandten erkenne. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachte ich denn auch Alles, was in der letzteren Zeit in Deinem Hauſe geſchehen iſt, und will mit dieſem Briefe nichts anders, als Dich vor einem Unheil, welches mir nach meiner und vieler vernünftigen Menſchen Vorausſicht mehr als wahrſcheinlich vorkommt, in Zeiten warnen. Fruchtet dieſe Mahnung ſo wenig, als meine frühere, ſo muß ich mich, wie damahls, in mein Schickſal finden. Aber die Beruhigung will ich mir verſchaffen, daß ich nicht geſchwiegen, und

wahrhaft und redlich gewarnt habe, ſo lange es noch Zeit war.

Du weißt, wie erbittert die Gräfinn O'born über Eure Heirath war, und wie mehr als Ein Jahr verging, in welchem Deine Frau auf alle mit kindlicher Ehrfurcht geſchriebenen Briefe keine Antwort, und auf die dringendſten Vorſtellungen der bewährteſten Freunde keine Verzeihung von dieſem ſtolzen, unverſöhnlichen Gemüth erhielt. Damahls flößte mir Deine Frau Mitleid und Achtung ein, und ich fing an, mir mit Grund mehr für Dein Glück zu verſprechen.

So blieben die Sachen, bis die Franzöſiſchen Heere in Deutſchland einrückten, um durch dieß unglückſelige Land ihren Zug nach dem Norden zu nehmen, und Napoleons Reiſe ihn in die Nähe Eures Landſitzes führte. Ihr hattet in Mailand und Florenz Verbindungen mit Franzöſiſchen Großen vom Civil- und Militärſtande angeknüpft. Es war daher natürlich, daß dieſe Euch beſuchten, und der Ruf von Ida's mannigfachen Vorzügen, vielleicht auch ihre Schönheit, einen glänzenden Hof aus mehreren der einflußreichſten und berühmteſten Menſchen unſerer Zeit um Deine Frau ſammelte. Da ließeſt Du Dich nun — weiß Gott, durch welche Anre-

gung Deiner Eitelkeit — verleiten, dem Kaiſer ſelbſt Dein ſchönes Schloß auf ſeinem weiteren Fortrücken zum Nachtquartier anzubiethen. Er nahm den Antrag an. Der erſte Monarch der Welt übernachtete unter Deinem Dache, ſeine Lieblinge zeichneten Dich mit Achtung aus, und Ida ſog mit vollen Zügen den Weihrauch ein, den ihr einige der Erſten und Gebildetſten der großen Nation zollten. Jetzt war plötzlich das Herz ihrer Mutter erweicht. Ein gnädiger Brief kam, die ſtrenge Frau war mit einer Heirath verſöhnt, die ihren Schwiegerſohn in ſo glänzendem Lichte zeigte, und ſie ließ ſich ſo weit herbey, nach dem Abzug der Franzöſiſchen Generalität Euch zu beſuchen. Sie lebte nun einige Wochen bey Euch, und weidete ſich an den nachglänzenden Strahlen der eben vorübergezogenen Herrlichkeit, an den Decovationen der Ehrenlegion und der eiſernen Krone, die — Ordenszeichen der bitterſten Feinde unſers Vaterlandes — Deine Bruſt, die Bruſt eines Deutſchen Edelmanns ſchmückten, an dem Titel einer Hallaſtdame, den ihre Tochter erhalten hatte, und an noch ſchimmernderen Ausſichten in eine Zukunft, wenn der Sieger bey Auſterlitz, Jena und Wagram nun auch bald von ſeiner leichten

und glänzenden Expedition über ein rohes Barbarenvolk zurückkommen würde. Ich habe das Alles nur stückweise in meiner Einsamkeit vernommen, denn auch Deine Briefe sagten mir bey Weitem nicht Alles. Es war geschehen, als ich es erfuhr, und nichts weiter zu thun, als zu schweigen.

Wie verschieden der Erfolg von diesen stolzen Hoffnungen war, was an der Moskwa und Bereszina vorgegangen, hat die Welt mit Erstaunen gesehen. Aber das große Trauerspiel ist nicht zu Ende, und die Französische Macht scheint sich, trotz dem schrecklichen Schlage, noch einmahl zu erheben. Sie werden wieder über den Rhein herüberkommen, und ihr Zug wird wieder Eure Gegenden berühren. Laß Dich nun, mein geliebter Sohn, Deine oder Ida's Eitelkeit nicht zum zweyten Mahle verführen, jene gefährlichen Verbindungen wieder anzuknüpfen! Wie auch immer der Ausgang des zweyten Feldzugs seyn mag, es wird euch bey keinem redlich Gesinnten zur Ehre gereichen, euch mit Jenen in freundschaftliche Verhältnisse eingelassen zu haben, die nun einmahl unsere Unterdrücker sind, ja ihr setzt euch in ihren eigenen Augen herab.

Glaube nicht, daß diese Ansichten von mei-

nem einsamen Leben und einer wenigen Kenntniß der Lage der Dinge herrühren! Obgleich weit von dem lauten und glänzenden Schauplatz entfernt, auf welchem Du und Ida glänzen, leben doch in unserer Gegend genug gebildete und vernünftige Menschen, die von dem Gange der Weltbegebenheiten sehr wohl unterrichtet, und ein gesundes und richtiges Urtheil darüber zu fällen im Stande sind. Sie nennen diejenigen mit Abscheu, welche in Hoffnung auf einen Erfolg, der nichts anders als die gänzliche Unterjochung Deutschlands nach sich ziehen würde, sich bis jetzt an die übermüthigen Sieger angeschlossen haben, und obwohl sie vor den neuen Kämpfen, die uns bevorstehen, zittern, so sind sie doch in ihrer Meinung unerschütterlich, nie und auf keine Weise die Sache ihres Vaterlandes zu verlassen, und nur der entschiedenen, unausweichlichen Übermacht nachzugeben.

Wenn ich diese Gespräche höre, wenn ich die allgemeine Stimmung meiner unglücklichen, durch den Übermuth der Unterdrücker so bitter aufgereizten Landsleute sehe, und während dieß Alles mein Herz tief bewegt, denken muß, daß mein Sohn sich auf die Seite unserer Peiniger gestellt hat, dann überwältigt mich ein Gefühl, das

aus Schmerz, Schaam und Unwillen zuſammengeſetzt iſt, und ich kann es mir nicht verſagen, noch einen Verſuch zu machen, an Dein Herz zu ſprechen, und mit den Stimmen, welche jedem Menſchen am heiligſten ſeyn ſollen, mit der Stimme der Mutterliebe und des unglücklichen Vaterlandes Dir zuzurufen, die Parthey unſerer Feinde und Tyrannen zu verlaſſen. Was ſich, ſonſt noch für politiſche und ökonomiſche Gründe dafür und dawider ſagen laſſen, will ich nicht erörtern. Ohne Zweifel hat jede Parthey die ihrigen aufzuweiſen. Ich appellire nur an Dein Herz. Sollte es mich auch zum zweyten Mahle ungehört abweiſen, ſo vermag ich nichts weiter, als mein und — auch Dein Schickſal zu beweinen. Mich drückt eine trübe Ahnung, und wenn auch dieſe, wie viele frühere in meinem kummervollen Leben ſich erfüllt, ſo habe ich keinen andern Wunſch, und kein anderes Gebeth mehr, als daß Gott mich hinnehmen möge, ehe das Unglück meines Landes und meiner Kinder entſchieden iſt!

Zweyter Brief.

Bertha von Selnitz an den Obersten Fierolles.

*gau den 10ten März 1813.

Deine letzten flüchtigen Zeilen aus Mainz habe ich vor zwey Tagen richtig empfangen, und danke Dir für diesen Beweis Deines Andenkens, den ich bey der Kenntniß von der Hast und der unausweichbaren Strenge, mit welcher Euer Monarch seine Märsche führt, nach seinem ganzen Werthe zu schätzen weiß.

Du hältst Dich überzeugt, daß die großen Begebenheiten bald beginnen, und auch sehr bald entschieden seyn werden. Du siehst das freylich mehr in der Nähe, Du kennest die Streitkräfte, die aufgebothen werden, und was nach allem Verlust und Unglück Euer Kaiser und seine ungeheuern Hülfsmittel vermögen. Hier herrscht ein ganz anderer Geist. Es regen sich überall

Hoffnungen und kühne Entwürfe. Man sprach erst leise, und jetzt immer lauter vom Abschütteln des fremden Jochs, von dem einzigen Zeitpuncte, der zu ergreifen sey, wenn das Riesenwerk gelingen soll, u. s. w. Mir schwindelt bey solchen Gesprächen, die ich nur zu oft anhören muß. Du hast mich die Lage der Dinge auf eine andere Art betrachten gelehrt, und wenn ich auch mein Vaterland liebe, und ihm alles Gute wünsche, so kann ich doch nicht als ausgemacht annehmen, daß es auf diesem Wege kommen wird? Und stehst endlich nicht Du in den Reihen derjenigen, gegen welche dieß empörte Treiben gerichtet werden soll?

Das beunruhigt mich oft recht sehr; aber ich muß an mich halten, und darf mir meine Sorge nicht anmerken lassen. Ich bin ohnedieß, meiner Freundschaft für euch wegen, nicht gar zu gut bey meinen Mitbürgern angeschrieben, die sich jetzt auf einmahl vorgenommen haben, alles zu hassen, was französisch ist.

Es ist aber außer diesen allgemeinen Angelegenheiten noch Etwas, was mich quält, und mir große geheime Sorgen macht. Das ist der Gemüthszustand unserer Freundinn Rosalie. Zwar klagt sie nicht, sie weint und seufzt nicht,

wie ſie ſonſt wohl pflegte, wenn ein moraliſcher oder phyſiſcher Schmerz ſie übernahm, und ſie ſich ihrer ſonſtigen Liebenswürdigkeit wegen berechtigt glaubte, ſich auch nicht den geringſten Zwang anzuthun, und Jedermann, der ſich ihr nahte, zum Vertrauten, ja oft zum Mitträger ihrer Unbequemlichkeiten zu machen, auch alle Kräfte, die ſich in ihrem Bereich befanden, zum Abſchütteln des ihr läſtigen Gefühls anzuſtrengen. Wäre es nur noch ſo, es wäre gut! Aber ſie hat einen Gram, den ſie verbirgt. Sie verzehrt ſich in ihm, ſie leidet ſogar körperlich, und verbeißt auch dieß, ja, ſie gibt ſich Mühe, heiter und belebt zu ſcheinen, und es gelingt ihr, Alles um ſie her zu täuſchen, außer mich, die ſie zu gut kennt, und zu ſehr liebt.

Ich habe dieſe veränderte Stimmung ſchon im vorigen Sommer zu bemerken angefangen, als ſie mit Lothar nach * gau kam, und jene Gräfinn Lichtwerth in allem Glanz ihres Reichthums, ihrer Talente und ihrer Schönheit mit Roſalien in die Wette ſtritt, wer in dem kleinen Städtchen mehr Leben, mehr Feinheit der geſelligen Freuden, und mehr höheren Lebensgenuß verbreite. Roſalie trug kaum den Sieg davon, da Ida wirklich in ihrer Stimme und ihrem Spiel einen

Zauber beſitzt, der allgemein und augenblicklich wirkte. Auch mochte Roſalie ſich wohl von dem ſtrengen Übermuth verwundet fühlen, mit dem die Gräfinn ſie den unbefleckten Ruf, den ſie ſich — wahrlich nicht durch wirkliche Strenge der Denkart — klug und liſtig zu bewahren gewußt hatte, bey jeder Gelegenheit empfinden ließ. Was ſind denn dieſe Tugendheldinnen? Was haben ſie vor uns aufrichtigeren Geſchöpfen voraus, als ihre Heucheley? Beſſer ſind ſie wahrlich nicht, nur klug genug, um, wie die Eboli von der Königinn ſagt, an beyden Tafeln zu naſchen.

Das Alles machte mir damahls Roſaliens verſteckten Unmuth, der ihre Laune ſtörte, begreiflich. Auch hatte ſie mit ihrem Herzen voll heißer Liebe zu dem Manne, der jetzt ihr ganzes Weſen despotiſch beherrſcht, den nahen Feldzug, ihre Trennung, und dann ſpäter ſeine Gefahr vor Augen, und die Nachrichten, wie ſie nacheinander von eurem Heere einliefen, und endlich eine Weile ganz ausblieben, waren wohl darnach, um ſie und mich in die höchſte Angſt zu verſetzen. Aber der Himmel hatte uns nicht ganz verlaſſen, er hatte über Euch gewacht, und unter den Wenigen, die er erhielt, warſt Du und Lothar.

Jetzt, hoffte ich, ſollte ſich Roſaliens Stimmung wieder zurechtfinden. Lothar war in ihre Arme zurückgekehrt, und ſie ſah ruhigeren, hoffnungsreichen Tagen entgegen. Dennoch ſank, ſobald das erſte ſtürmiſche Entzücken des Wiederſehens vorbey war, die gewaltſam gehobene Seele neuerdings in ſich zuſammen, und ſie blieb ſo, bis Lothar uns wieder verließ. Seitdem aber gibt ſie ſich einer Traurigkeit hin, die ich gar nicht faſſen, und aus der bloßen Trennung von dem Freunde, die, wie es heißt, kaum einige Wochen dauern wird, nicht erklären kann.

Lothar ſchreibt ihr ziemlich fleißig. Sie empfängt keinen Brief ohne eine heftige Erſchütterung, und hält ihn meiſt eine Weile in der Hand, bis ſie ihn zitternd erbricht. Sie ſpricht ſelten von ihm, und nie mit Ruhe, nie mit den Äußerungen einer glücklichen, befriedigten Leidenſchaft, die von dem erſten Rauſch, wie ich nach einem vollen Jahre ihrer Verbindung meinen ſollte, in eine zärtliche Freundſchaft übergegangen ſeyn könnte. Auch läßt ſie mich keine Zeile, weder von dem, was er ihr, noch was ſie ihm ſchreibt, leſen, kurz, es iſt in allem ihrem Thun etwas Geheimnißvolles.

Ich bin, nachdem ich jede Wahrſcheinlichkeit,

jede Möglichkeit, welche mir irgend einen Aufschluß über dieſe Erſcheinungen geben konnte, hervorgeſucht, und von allen Seiten beleuchtet habe, auf einen wunderlichen Gedanken gerathen. Erinnerſt Du Dich, daß Lothar im Anfange ſeines Aufenthalts zu * gau ſehr viel um die Lichtwerth'ſchen war? Sein bedeutender Platz, und mehr noch ſein Einfluß machten ihn zu einer der wichtigſten Perſonen in der Stadt und Umgegend. Vieles, ja das Meiſte hing von ſeinem Willen ab. Graf Lichtwerth verdankt ihm die Schonung ſeiner Güter, und die ſtrenge Ida war nicht zu ſtolz, und nicht zu ſtreng, um den Roturier, der ſich nun einmahl dahin geſchwungen hatte, wohin ihr hochgeborner Pinſel von Gemahl nie zu gelangen hoffen kann, und der mit aller Feinheit und allem Schimmer ſeines gebildeten Geiſtes ihrer höheren Bildung zu huldigen ſchien, mit großer Zuvorkommung zu behandeln. Es iſt wohl, im Vorübergehen angemerkt, ſehr deutlich, welche Falſchheit, ja welche Schlechtigkeit dieſer ſogenannten Tugendheldinn ſchon in der Wahl ihres Mannes liegt. Was kündet uns wohl ein Weib, das ausgezeichneten Verſtand hat, und einen einfältigen Mann wählt, dadurch anders an, als daß es

ihr weder um häusliches Glück, noch um Erfüllung ihrer Pflichten, sondern bloß um einen Deckmantel für Nebenschritte zu thun ist?

Sollte nun vielleicht Rosaliens Eifersucht durch jene gegenseitigen Bestrebungen geweckt worden seyn? Sollte sie fürchten, ihren Freund an die schimmernde Erscheinung zu verlieren? Es wäre möglich, obwohl kaum zu glauben; denn wie schön auch Ida ist, mit Rosalien steht sie doch, meinem Gefühl nach, in keinem Vergleich. Du siehst Lothar zuweilen, mein theurer Freund! Du bist früher sein Vertrauter gewesen. Vielleicht gelingt es Dir, etwas zu erfahren, was Du hernach mir mittheilst. Ich wünsche dieß wahrlich nicht aus Neugierde, sondern um unserer leidenden Freundinn willen, der ich gern helfen, und deren gepreßte Brust ich erleichtern möchte. Ich bescheide mich gern, wie ich mich immer beschied, nichts von dem zu wissen, was Deine Freunde mit Dir über politische und militärische Ansichten sprechen. Das gehört nicht vor unser Tribunal. Aber Herzensangelegenheiten sind das eigentliche Fach der Frauen, und hierin zu helfen, zu trösten, zu rathen ist von jeher die Sache des milderen weiblichen Geistes gewesen. Daher hoffe ich keine Fehlbitte zu thun,

und von dem, was Du erfahren kannſt, zum Beſten einer Unglücklichen, die auch Dein volles Intereſſe erregt hat, Nachricht zu erhalten. Leb wohl, mein theurer Geliebter! Die Poſt geht ab. Stünde nicht ein fröhliches Wiederſehen mir ſo nahe, dieſes Blatt würde noch lange Klagen enthalten; aber alle verſtummen jetzt vor den Hoffnungen, die Deine letzten Briefe verkünden, und denen ich mit heiterer Erwartung entgegenſehe.

Dritter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 13ten März 1813.

Meine Schwester! Welche Entdeckung habe ich gemacht! Welche seltsame Verkettung meines Schicksals ward mir gestern auf einmahl klar, und regte mein ohnehin reizbares Gemüth zu den bittersten Betrachtungen auf? Tengenbach ist — Doch ich will Dir ordentlich erzählen. Er war gestern Abends bey mir. Wir sprachen von dem, was meistens der Gegenstand unserer Gespräche ist, von Fahrnau, über dessen Geschick, ja über dessen Leben ich noch bis jetzt auch nicht Eine ganz verläßliche Nachricht erhalten konnte! So wendete sich die Unterredung auch auf unseren Aufenthalt in Mailand, und mir fiel die Scene ein, wie Rosalie mich in meine Wohnung zurückgeleitet hatte, und bey Tengenbachs Anblick

mit Schrecken davon floh. Damahls hatte ich nicht viel darauf geachtet. Ich war mit meinem eigenen Unglück zu sehr beschäftigt. Nachher hatte ich wohl ein Paarmahl davon zu reden angefangen; aber Julius ließ das Gespräch immer fallen, und ich dankte es ihm halb, indem ich glaubte, er vermiede aus Schonung gegen mich, jener Person viel zu erwähnen.

Gestern führte uns nun der Gang der Unterhaltung sehr natürlich wieder auf jenen Punct, und ohne zu ahnen, was ich that, fragte ich Julius, ob er die Sarewsky wohl schon früher gekannt, und sie etwa sein Wiedererkennen zu fürchten habe? Mir war das bey einer Lebens- und Sinnesart, wie die ihrige, nicht unwahrscheinlich. Mein Gott! Warum mußte ich fragen!

Diese Rosalie ist dasselbe arme Mädchen, welches er auf eine höchstromantische Art in Heidelberg kennen lernte. Damahls war sie sechzehn Jahre alt, ein blendend schönes Geschöpf in aufknospender Jugendblüthe. Er rettete ihren Vater, einen vertriebenen Prediger, aus der tiefsten Noth, er verschönerte seine letzten Tage durch Zartheit und Edelmuth, und nahm von seinem brechenden Herzen die bange Sorge um das Schicksal seiner verwaiseten Tochter. Rosa-

lie ſchlang ſich bald mit inniger glühender Liebe um ihren Retter, in dem ihr erwachendes Gefühl ein Weſen höherer Art ſah. Es war der erſte einweihende Silberlaut auf dem noch unberührten Saitenſpiel, wie Schiller ſagt, und daß dieß Saitenſpiel in dem Herzen der genialiſchen Dichterinn reich, glühend und lieblich klang, iſt wohl kein Zweifel, wie beſcheiden ſich auch Julius hierüber ausdrückte. Er war hingeriſſen, er vermochte nicht zu widerſtehen, zerbrach eine Verbindung, die ſeine Wahl nicht geknüpft hatte, und führte Roſalien als Gattinn heim.

Ein Jahr dauerte der ſüße Rauſch. Aber Roſalie, welche die Gegenſtände ihrer Zärtlichkeit mehr mit der Phantaſie als mit dem Gefühl auffaßte, erkaltete bald in der Sicherheit des Beſitzes, und in den zwar angenehmen, aber alltäglichen Umgebungen eines regelmäßigen häuslichen Lebens. Es erſchienen disharmoniſche Anſichten, Mißverſtändniſſe, Störungen zwiſchen den Gatten, unangenehme Auftritte folgten, Roſaliens Liebe war dahin, indeß die des treuen Julius noch immer fortglühte, bis ein Zufall die ihrige mit neuer ungeſtümmer Heftigkeit auf einen jungen Offizier lenkte, der in ihr Schloß einquar-

tiert worden war. Vergebens warnte Julius, vergebens zeigte er ihr den Abgrund, in welchen ſie bereit ſtand ihn und ſich ſelbſt zu ſtürzen. Sie hörte nur die Stimme einer zügelloſen Leidenſchaft, entfloh mit dem Offizier, und zerſtörte das ganze Lebensglück des Mannes, dem ſie Alles, was ſie beſaß und war, dankte; denn Julius hatte ihr einen großen Theil ihrer Bildung gegeben.

Mit welchen Empfindungen Tengenbach mir dieß erzählte, kannſt Du denken. Mehr aber noch, als das Zurückſehen in eine düſtere Vergangenheit, ſchien ſich ihm ein anderer Gedanke peinlich aufzudringen, den er mit Scheu zu berühren vermied, und der dennoch überall merkbar durchtönte. Ich verſtand ihn nur zu wohl. Es quälte mich tief, und laſtete ſchon ſeit einiger Zeit ſehr ſchwer auf mir. Die geſtrige Unterredung diente nur dazu, mir das als Gewißheit zu zeigen, was ich längſt gefürchtet und langſam kommen geſehen habe, was ich aber nicht glauben, und darum keinem Menſchen, auch mir ſelbſt nicht, habe geſtehen wollen. Jetzt iſt es da, und zerdrückt meine ohnedieß gekränkte Seele ganz. Er beherrſcht ſich mit bewundernswürdiger Kraft, und zeigt, was der Menſch vermag, der eine unglück-

liche Leidenschaft, in die das Schicksal ihn mit unausweichbaren Schlingen verstrickte, zu besiegen, oder wenigstens zu bekämpfen sich ernstlich vorgesetzt hat. Dennoch habe ich sie erkannt, ich habe sie wachsen gesehen, ohne etwas dagegen zu vermögen, da selbst seine Großmuth, mit der er sich einer unglücklichen Familie annahm, und die Pflichten, die ihm diese Empfindung vorschrieb, ihn an mich Unglückliche banden, und er entweder uns hülflos preisgeben, oder der Gefahr, die ihm drohte, unvermeidlich Trotz bieten mußte.

Ich habe einst von einem Wundarzte gehört, der eines Kranken vergiftete Wunde behandelte, und während der Operation sich die Hand verletzte. Jetzt trat ein Moment furchtbar entscheidender Wahl ein, indem er entweder, sein Leben rettend, die Hand im gefährlichsten Augenblick von der Wunde abziehen, und den Kranken dem Tode preisgeben, oder gelassen sein eigenes Verderben mit dem Gift in sein hervorquillendes Blut strömen sehen mußte. Der edle Mann entschied für das letztere, und starb wenig Wochen darnach unter vielen Schmerzen; aber der Kranke war gerettet.

Julius hat gehandelt, wie der menschen-

freundliche Arzt. Er sah die Gefahr, aber er wählte unser Heil, und opferte sich langen, hoffnungslosen Schmerzen.

Ach Schwester! Welche seltsame Schickung! Welche Verkettung unscheinbarer und doch so folgenreicher Umstände! Julius war mir bestimmt, ehe wir uns eigentlich kannten, und mein Herz zitterte damahls vor dem Gedanken, ihm angehören zu müssen, da Ludwigs heiße Liebe meine Seele ausschließend erfüllte. Er vertauschte mich um eine mir Unbekannte, die mir mein Schicksal später verderblich entgegenführte. Auch Ludwig verläßt mich um dieser Person willen, ist mir vielleicht — o mein Gott! der Gedanke drängt sich mir nur zu oft auf — vielleicht auf ewig entrissen, und nun führt ein Zufall nach langen Jahren mir jenen ersten Freund zu, regt ein Herz, das sich damahls von mir wandte, jetzt, wo andere Neigungen und strenge Pflichten uns scheiden, für mich in unglücklicher Liebe auf, und dieselben schwachen Vorzüge und äußeren Annehmlichkeiten, die den durch heilige Bande an mich geknüpften Gatten nicht zu halten vermochten, ziehen nun denjenigen an, der in dieser Annäherung nur Schmerz und Unheil finden kann.

In trüben Augenblicken, wenn die Laſt alles deſſen, was ſeit einiger Zeit ſich über mich gehäuft hat, mir gar zu ſchwer zu werden droht, reihen ſich oft dieſe Betrachtungen, dieſe ſcheinbar boshaften Launen eines tückiſchen Zufalls in allen ihren düſtern Tinten vor mir, und mein erliegendes Herz glaubt dann auf Augenblicke das Spiel eines blinden Schickſals, das Walten einer eiſernen, dem Menſchen abholden, Macht darin zu ſehen, die achtlos in ihrem Rieſengange zu einem unbekannten Ziel über das Glück des Einzelnen, ja ganzer Generationen hinſchreitet. Der Lauf der Weltbegebenheiten widerſpricht leider dieſen finſteren Anſichten nicht, und es iſt ſeit den letzten fünf und zwanzig Jahren ſo viel Einzelwohl zertreten worden, daß der Gedanke an die Geringfügigkeit desſelben in der Wagſchale jener dunkeln, gewaltigen Macht ein zwar troſtloſer, aber ſehr natürlicher Glaube iſt.

Wenn mich nun dieſe ſchwarzen Vorſtellungen anfallen, und eine blendende Wahrſcheinlichkeit ſich mir aufdringen will, wie alle dieſe Verſchlingungen ſeltſamer Zufälle zwar nicht eigentliches Ungefähr, das der verſtändige Menſch nirgends annehmen kann, ſondern Verkettungen ewiger, ineinandergreifender Geſetze ſind, die

das eiſerne Schickſal einmahl ausgeſprochen, und denen es ſelbſt ewig gehorcht: dann ergreift mich eine tödtende Kälte. Ach ich habe dieſer Rieſenmacht nichts als eine ſtandhafte Bruſt entgegenzuſetzen, und ich ſoll es mit allen ihren Pfeilen, die ſie auf mich abzuſenden ſelbſt willenlos genöthigt wird, im Streit aufnehmen? Ich ſoll erwarten, daß vielleicht noch Ärgeres über mich komme, weil es Menſchen gegeben hat, die noch mehr gelitten haben, und weil, was Einen traf, Jeden treffen kann? Ich ſoll das Alles, wie die rauſchenden, ſtürzenden Wogen eines Waſſerfalls, über mich ergehen laſſen, und — nicht erliegen? O dann ſchaudert die entſetzte Natur, ihrer Ohnmacht in dem ungleichen Streite ſich bewußt, zuſammen, und zittert, und ſieht nur in Tod und Vernichtung eine finſtere, dumpfe Zuflucht vor den aufreibenden Qualen, und ich kann in ſolchen Augenblicken begreifen, wie der Menſch, bey dem ſolche Anſichten Grundſätze geworden ſind, zum Selbſtmorde getrieben werden kann, und, wenn alles Erdenglück, alle Hoffnung verloren, und von unerbittlichen blinden Mächten kein Erſatz, keine Milderung, keine ſchonende Rückſicht zu erwarten iſt, der Entſchluß, dem Allem auch noch das Leben als eine

unnütze Last nachzuwerfen, in der verfinsterten Seele entstehen kann.

Aber dann, liebe Clara, dann durchbricht ein himmlischer Strahl diese Nacht. Die Religion erscheint mir in ihrem Licht, die wolkigen Schatten weichen, die wüsten Massen ordnen sich, und Alles tritt an seinen Platz. Die starre Nothwendigkeit erschlafft, und die eisernen Gesetze unerbittlich waltender Naturkräfte lösen sich in weise, väterliche Anordnungen des unendlich heiligen, unendlich weisen und gerechten Wesens auf, das züchtigt, weil es liebt, das in seinem unermeßlichen Plan auch nicht das Würmchen vergessen hat, das die Haare unsers Hauptes zählt, und dem unbewußt kein Sperling vom Dache fällt.

Dann stürzen wohlthätige Thränen aus meinen starrenden Augen, und ich kann mich an die Vaterbrust des Unendlichen werfen, der auch meine Thränen und meine Tage gezählt hat, ehe Einer davon war. Ich darf ihm meine Leiden klagen, ich darf, ja, ich soll von ihm Tröstung und Hülfe erwarten, ich soll klopfen, bis mir aufgethan wird, und er, von dem jede gute Gabe kommt, wird mir seinen heiligen Geist, und Alles, was mir frommt, nicht versagen, da

ja selbst schwache, verblendete Menschen ihren Kindern gute Gaben zu geben im Stande sind. O dann hebt sich mein Herz in stiller, heiliger Zuversicht. Es wird hell um mich, Himmelsodem scheint um mich zu wehen, ich kann bethen, ich kann den Vater, der sein Kind nicht vergißt, die unendliche Liebe, die ja nur unser Bestes will, mit Kindesvertrauen um Ludwigs Freyheit, um Tengenbachs Ruhe, um mein verlornes häusliches Glück bitten. Oft ist mir dann in solchen Augenblicken, als flüsterte mir eine innere Stimme zu: Es wird werden! Du wirst Ludwig wiedersehen! Du wirst noch glücklich mit ihm seyn! — O Schwester! Soll ich der wunderbaren Stimme nicht glauben? Wäre es denn nicht möglich, daß in höheren Momenten, wo Glauben, Andacht und Ergebung uns über die Schranken der Sinnenwelt hinausrücken, der Welt der Geister der Zutritt zu unsern Seelen offen stände, daß ein Engel fühlbar auf uns wirkte, oder durch den zwar unbegreiflichen, aber doch nicht unmöglichen Zusammenhang der Geister mir kund würde, was sich zu meinem Troste in der Ferne bereitet?

Schilt mich nicht über diese Schwärmereyen! Wären sie auch ganz nichtig, so würden sie mir

wenigſtens zu einer ſchmerzlichen Beſchäftigung dienen; aber ich bin mir zu vieler ſolcher Augenblicke, und zu deutlich bewußt, und die Ökonomie der Geiſterwelt, und was in ihr möglich iſt oder nicht, liegt noch unter zu dichten Hüllen verborgen, als daß auch der kälteſte Verſtand, der nichts zugeben will, als was er ſich wie einen mathematiſchen Satz beweiſen kann, darüber mit Gewißheit abſprechen könnte.

Ludwigs lebensgroßes Bild hängt jetzt dem Tiſchchen, an dem ich ſchreibe, gegenüber. Er lächelt mich ſo freundlich an! Es iſt ſo viel Güte und Herzlichkeit in dieſen Augen! Er hat mich einſt, und durch ſo manches Jahr, ſo innig, ſo treu geliebt! Sollte denn das Alles auf ewig verſchwunden, vernichtet ſeyn in dieſer Bruſt, die auch ſogar an lebloſen Dingen, an den Bäumen ſeines Gartens, an den Geräthen ſeines Schloſſes mit kindlicher Anhänglichkeit haften, und ſich ſchwer von altgewohnten Umgebungen trennen konnte? Sollte nur das Weib ſeiner Jugendliebe allein leer ausgehen, wo auch unbeſeelte Dinge ihr Recht finden? Und wenn er mich noch liebt, wenn die alte Neigung, die nur eine mit Gewalt aufgeregte Leidenſchaft eine Weile verdunkelte, wieder in ſeiner Bruſt aufgewacht iſt

— o dann, Clara! dann iſt Alles verziehen, Alles vergeſſen, und ich habe nichts gelitten!

Gott! Wenn ich mir die Tage zurückrufe, wo ich ihn mahlte! Es war vor ſieben Jahren, als er den Entſchluß faßte, dem Kriegsdienſt zu entſagen, und ganz ſeiner Familie zu leben. O das war eine ſchöne Zeit! Das Bild ſollte den Sinn derſelben bezeichnen. Ich wählte eine halb idealiſche, halb ritterliche Kleidung. Es war, als käme er aus einer geendeten Fehde. Den Helm mit dem wallenden Buſch hatte er ſchon auf den Tiſch abgeſetzt. Nun gürtet er das Schwert ab, und hält es in der Rechten. Sein Knabe langt begierig am Vater hinauf, um die blinkende Waffe zu haben, an der ſein Blick hängt, indeß das Auge des Ritters mit zärtlich frohem Ausdruck einem nicht ſichtbaren Gegenſtand zuzulächeln ſcheint, der über ſeine Rückkehr noch mehr Freude haben wird, als das Kind.

Wie mich das Mahlen dieſes Bildes glücklich machte! Mit welcher Luſt ich jede dieſer ſchönen Linien, dieſer ſanften Schwingungen auf die Leinwand brachte, und ſo die ganze Lieblichkeit ſeiner Züge, ſeiner Geſtalt recht in mich aufnahm! Wie freundlich, wie innig ſein Auge an mir hing! Nein! Nein! Ich kann nicht

ganz vergeſſen ſeyn! Sein Herz iſt zu gut, zu bieder!

Man ruft mich ab. Ich muß ſchließen. Du verlierſt wohl nichts daran, wenn dieſer Brief, der ohnehin nur unzuſammenhängende Gefühle und Gedanken enthält, nicht noch länger wird. Wann ich Dir wieder ſchreiben werde, weiß ich nicht. Sollte ſich irgend etwas ereignen, welches einer Mittheilung werth wäre, ſo hörſt Du es ſogleich.

Vierter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Reſidenz den 20ſten März 1813.

Seit acht Tagen ſind wir in der Reſidenz, und denken die Entſcheidung des großen Kampfes, die ſich unmöglich lange verziehen wird, hier mit mehr Ruhe und Annehmlichkeit abzuwarten, als auf unſern Gütern. Der nahende Zug des Ruſſiſchen Heeres könnte ſehr leicht eine Richtung nehmen, die unſere Beſitzungen in die Linie ihres Weges brächte, und wahrlich, ich verlange dann nicht zu Hauſe, und Zeuge davon zu ſeyn, wie ein rohes Barbarenvolk, das durch die Einäſcherung ſeiner alten, reichen Hauptſtadt uns erſt neuerdings eine Probe von der tiefen Stufe der Cultur gegeben hat, auf der es noch ſteht, dort wirthſchaften wird.

Es hat einige Mühe gekostet, Lichtwerth dazu zu bereden, daß er seine Güter verließ. Er glaubte seine Gegenwart, wenn fremde Truppen kämen, dort nützlich, ja nothwendig; er scheute auch die Auslagen, welche die Reise hierher und der Aufenthalt in der großen Stadt verursachen würden; endlich kamen noch Briefe seiner Mutter, die denn auch, wie jetzt so Viele vom Adel, von thörichten Hoffnungen für Deutschlands sogenannte Freyheit, und von eben so thörichtem Hasse gegen die Französische Nation hingerissen ist, und daher ihren Sohn ermahnte, und beschwur, ja nur jetzt mit den Übrigen seines Landes und Standes gemeine Sache zu machen. Zum Glück habe ich mir den Einfluß auf meines Mannes Entschlüsse zu bewahren gewußt, und so wurde endlich durchgesetzt, was doch wohl in unserer Lage das klügste ist.

Ich erwarte mir viel Angenehmes von unserm Aufenthalte hier. Ein Theil der Französischen Armee wird diese Gegenden wahrscheinlicher Weise besetzen. Das deuten mir die Briefe unserer Freunde an. Es soll hier eine Art von Vereinigungspunct für viel Interessantes und Bedeutendes werden, und ich werde mich also für die lange, traurige Einsamkeit des Winters,

des erſten, den ich in aller ſeiner Langweiligkeit auf dem Lande kennen lernte, entſchädigen können.

Schon kommen nach und nach die Vorbothen dieſer ſchimmernden Zeit. Fremde und Einheimiſche von jedem Stande und Verhältniß ſuchen, nach Verſchiedenheit ihrer Denkart, entweder vor den Franzöſiſchen oder Nordiſchen Truppen hier eine ruhige Freyſtätte. Die berühmte Frau habe ich auch hier angetroffen. Lothars Briefe hatten mich ſchon voraus davon unterrichtet. Sie reiſet ihm überall nach, und mag ihm wohl ſchon recht herzlich zur Laſt ſeyn, obwohl er, was man Procedés nennt, gegen ſie hat, und ſie nicht preisgibt. Sie bewohnt ihr voriges Haus. Ihre Umgebung iſt eben ſo glänzend eingerichtet, wie ehemahls, und ihr Aufwand beynahe noch größer. Dennoch habe ich eine bedeutende Veränderung an ihr bemerkt. Sie hat ungemein abgenommen, ihre Schönheit iſt beynahe ganz verblüht, und ſie ſcheint ſehr krank, oder ſehr unglücklich zu ſeyn. Auch ſieht ſie wenig Leute. Es verſammelt ſich nicht mehr Alles, was auf guten Ton Anſpruch macht, bey ihr, wie in Florenz, und noch im vorigen Sommer zu ** gau. Sie iſt nicht mehr die See-

le der Gesellschaft, und selbst ihr Talent scheint abgenommen zu haben, oder gar eingeschlafen zu seyn; denn man hört nicht, daß sie Neues dichtete. Wenigstens erscheint nichts mehr von ihr, wie in früherer Zeit, wo jede Messe die leselustige Welt mit ihren Geistesblüthen beschenkte. Ich habe wahrlich nie recht begriffen, wie man so gar unendlich viel Aufhebens von ihren Werken machen konnte, und meiner Meinung nach wären sie wohl auch mit viel weniger Ruhmgepränge hingeschwunden, wenn die Dichterinn nicht auch zugleich eine schöne und eine reiche Frau gewesen wäre, in deren Hause ihre Lobredner an einer gutbesetzten Tafel und bey tausend andern Annehmlichkeiten ebenfalls ihre Rechnung gefunden hätten. So wusch aber eine Hand die andere, und der unsterbliche Ruhm dieses hochgepriesenen Geistes erhob sich aus dem Dampf ihrer Schüsseln und dem Glanze ihres Hauses.

So wie sich dieß Alles leicht erklären läßt, so ist wohl auch die Veränderung an ihrer Person und in ihrer Lebensweise leicht zu begreifen. Nichts zerstört leichter und schneller die Jugendblüthe, als eine unregelmäßige Lebensart, und unter allen den Wohlthaten, welche ich Ihrer

mütterlichen Sorge danke, iſt die Strenge der Grundſätze, welche Sie mir eingeprägt, und die mir die Geſundheit der Seele und des Körpers bewahrt haben, eine der größten. Jene Lebensart hat Roſalien auch um die Achtung der beſſern Menſchen gebracht; denn daß ſie ſich zu Lothars Maitreſſe herabgeſetzt, und lange Zeit mit ihm gereiſt, mit ihm gewohnt und gelebt hat, weiß Jedermann. Keine Frau, die auf ihren Ruf hält, kann nun mit ihr umgehen, und ich begreife nicht, wie ſie ſich in dem Beſitz der Erlaubniß, nach Hofe zu gehen, die ſie vor zwey Jahren erſchlichen, noch immer behaupten kann. Das iſt auch beynahe der einzige Ort, wo man ſie zuweilen in aller Pracht ihres koſtbaren Schmucks erblickt, der, wie die reiche Verzierung einer Leiche auf dem Paradebette, auf ihr glänzt. Dort habe auch ich ſie getroffen, aber mich befliſſen, ihr zu zeigen, daß unſere Wege nach ſehr verſchiedenen Richtungen gehen, und wir auf keine Weiſe eine Gemeinſchaft miteinander haben. Sie ſcheint es auch gemerkt zu haben, denn ſie ſtrebte ſich, in die Bruſt zu werfen, und mir mit ſtolzer Kälte zu begegnen. Das mag ſie. Ich werde nie nach der Ehre geizen, für eine Freundinn der berühmten Frau zu gelten.

Von den übrigen Bekannten, die ich vor zwey Jahren hier gefunden, haben sich Manche verloren. Mein ehemahliger Verehrer Lehmbach ist Gouverneur von *** und spielt dort, sagt man, eine bedeutende Rolle. Er hat die Schwester der Fahrnau, ein hübsches, aber, wie ich höre, sehr beschränktes Mädchen geheirathet. Das war für ihn, und ich beneide auch ihr Glück nicht. Sie soll sich ziemlich unbeholfen darein finden, die erste Person, auf welche der ganze Adel der Provinz sieht, vorzustellen, und der Herr Gemahl soll noch viel an ihr zu dressiren haben. So geht es mit diesen sogenannten häuslichen Frauen. Auch ihre Schwester wußte sich in ihren Platz, den sie vor zwey Jahren hier einnahm, nicht recht zu schicken. Nun lebt sie, seit ihr Mann in Französischer Haft ist, auf ihrem Landgute, und so sind also drey Personen, deren Glanz und Verhältniß gegeneinander damahls so viel am Hofe und in der Stadt zu reden machte, wie Sternschnuppen, die in ihrer Nichtigkeit einen Augenblick blenden, verschwunden. Fürst Radvinsky lebt auf einem seiner Güter mit einer Tänzerinn, die er hier dem Theater untreu gemacht hat. Die Welt hat viel mehr an ihr, als an ihm verloren, und Sie werden

mir jetzt wohl beypflichten, daß ich ihn damahls nicht unrecht beurtheilte.

Doch nun erlauben Sie mir, theuerste Mutter! von allen diesen Stadt- und Gesellschaftsneuigkeiten, die ich Ihnen berichtet habe, zu etwas überzugehen, das meinem Herzen wichtiger ist. Sie haben mir Ihre Verzeihung und mütterliche Liebe wiedergeschenkt, und dadurch den schwersten Stein, der auf meiner Brust lag, und mir jede Freude, jede Auszeichnung, jeden Genuß verbitterte, freundlich weggenommen. O machen Sie nun auch, daß die Tante, die ich nächst Ihnen am meisten verehre, mir wieder gut werde! Ich weiß wohl, daß sie mir etwas Anderes weit mehr verargt, als den Entschluß, meinem Gemahl meine Hand zu geben. Sie nimmt mir, was doch Sie gut heißen, und was darum auch gut und vernünftig seyn muß, mein klares Erkennen des Zeitgeistes und der Pflichten übel, die er uns auferlegt. Möchten Sie, gnädigste Mutter, mit Ihrer Klugheit und Ihrem richtigen Blick in die Weltverhältnisse die Tante von der Nutzlosigkeit ihrer Ansichten, und dem unvermeidlichen Ruin überzeugen können, den alle jene über sich ziehen, welche sich der einzigen wahren Übermacht in der Welt, dem Über-

gewicht des Verſtandes und des Genies über die Rohheit oder den Schlendrian entgegenſtemmen! Sie ſehen das Alles ſo gut ein, liebſte Mutter! Sie verſtehen ſo ſehr die Begriffe zu entwickeln, und den Irrthümern und Vorurtheilen bis an ihre verborgenſten Quellen in unſeren Herzen nachzuſpüren. Wenden Sie doch dieſe unwiderſtehliche Macht ihres Geiſtes an, um nicht allein mir das Herz der Tante wieder zuzuwenden, ſondern auch in dieſen nahenden Tagen der Gefahren, der Stürme und der Verirrungen ihr mit der richtigen Anſicht der Dinge die ruhige Faſſung zurückzugeben, die uns Allen ſehr Noth thun wird!

Fünfter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Reſidenz den 30ſten März 1812.

Vor acht Tagen wollte ich Dir ſchreiben. Es war nicht möglich. Geiſt und Körper wanden, mühten und quälten ſich ab unter der beklemmenden Laſt eines krankhaften Anfalles, und eines aufgereizten und nicht zu beſchwichtigenden Gefühls. Ich lag drey Tage im Bette. Am vierten ſchleppte ich mich durchs Zimmer, ohne etwas zu empfinden, als innerliches und äußerliches Unbehagen. Nach und nach wichen endlich Fieber und Krankheitsgefühl. Ich kann mich wieder an etwas Anderem als an Schmerzen empfinden, und nun ſollſt Du hören, was die Veranlaſſung von dem Allem war.

Du kennſt meine Stimmung ſeit * * gau. Du haſt mich mehr als einmahl in freundſchaft-

licher Sorge darum befragt, ja mich — ich wiederhohle hier nur, was ich Dir damahls oft sagte — manchmahl recht sehr damit gequält, indem Du mich durchaus nicht begreifen und nicht fassen konntest, wie dieselbe Rosalie, die Du in früheren Verbindungen heftig, ungleich, launenhaft, bald entzückt, bald zu Boden geschmettert, immer aber aufgeregt, voll Phantasien und nie glücklich fandest, nun auf einmahl mit der Welt und sich selbst in Übereinstimmung, und deßhalb ruhig, in sich gekehrt, und dabey innerlich vergnügt seyn konnte. Du konntest es nicht fassen, weil Du die Macht fremder Gemüther, die allgewaltige Einwirkung anderer, mir mehr oder weniger verwandter, Geister auf mein Inneres nicht begriffst, ja solche Einwirkungen überall nicht zugeben wolltest. Lothar ist ein ganz anderes, von jeder mir vormahls begegneten, Erscheinung ganz verschiedenes Wesen, ein Geist, der so gewaltig, so hell, so beherrschend ist, daß Jene, die ihm nahen, nicht wie bey andern Verbindungen solcher Art ihn auf halbem Wege zu sich antreffen, Gesinnungen und Gefühle tauschen, sich langsam verschmelzen, und in der ungleichartigen Mischung doch noch einen großen Theil ihrer Eigenthümlichkeit behaupten

können. Ihm muß man ewig fern bleiben, oder ſich ihm ganz ergeben. Unſer Wille, ja unſere Eigenthümlichkeit muß in die Kraft dieſer gebiethenden Natur aufgelöſet werden, und nichts darf von unſerm früheren Selbſt bleiben. Wir ſind ſein Geſchöpf. Nur ſo kann er uns lieben.

Aber ſein Geiſt iſt nicht bloß ſtark, er iſt auch klar. Darum erkennt er, was recht und gut iſt, und lenkt ſein ihm übergebenes Gebild in die richtigen Bahnen. Darum wurde ich ſtill neben ihm, ich lernte mich verſtehen, und das frucht- und freudenloſe Hinauslangen meiner früheren Verirrungen nach einem geahneten, aber nie erkannten Glück zügeln.

So erſchien ich Dir in **gau, und Du glaubteſt mich unglücklich, weil Du mich anders fandeſt. O ich bin glücklich, und ich will es Dir und der Welt, die ich verachte, beweiſen, daß ich es bin.

Was meinen denn dieſe Menſchen der Convenienz und der Societät mit ihren Zauberſprüchen und todten Regeln, die ſie von den verſteinerten Hof- und Aſſembleenſitten abgezogen haben, und nun auf das friſche, höhere Leben, das ſie gar nicht verſtehen, anwenden wollen? Wo iſt das Tribunal, vor dem nur ihr erbärm-

licher Codex gilt? Wer wird hier richten, die Vernunft, oder die Klugheit des gesellschaftlichen Ceremoniels? Und wer, der in sich den Ruf zu etwas Besserem fühlt, als diese Pygmäenseelen in ihren Umschanzungen von Formeln und sogenannten Schicklichkeiten begreifen können, wird sich ihren Aussprüchen unterwerfen?

Ich gehe beynahe nirgends mehr hin. Die schalen Kreise nichtsbedeutender Gestalten und das Herumtreiben in leeren Gesprächen eckeln mich längst an. Wenn ich diese Gesellschaften einst suchte, hatte ich meine Absichten, und wie viel es mich kostete, fühlte damahls mein blutendes Herz. Nun bedarf ich ihrer nicht mehr, und so habe ich, seit ich wieder hier bin, die meisten früheren Verbindungen gar nicht mehr angeknüpft. Ich lebe mir selbst und der Beschäftigung mit dem abwesenden Freunde. Aus meinen Büchern, meinen kleinen Sammlungen, und endlich, wenn ich wohl und heiter genug dazu bin, aus meinem Saitenspiel strömen mir reichere und edlere Quellen der Unterhaltung, als aus jenen Gesellschaftssälen.

Aber eben, weil die Verläumdung keine bedeutende Erscheinung unbegeifert lassen kann, und jede Veränderung einer Lebensweise, indem sie

ſie mit ihrem gemeinen Sinn zu erklären ſtrebt, in den Staub zu ſich herabzieht, ſuchte ich dadurch, daß ich mich der Achtung der Beſten und Höchſten verſicherte, die für die der Andern eben ſo ſehr bürgt als ſchadlos hält, meinen Rang und Platz am Hofe und in den höheren Cirkeln zu behaupten. Ich beſuchte dieſe, ſo oft es eine ſchickliche Gelegenheit gab, wie wenig dieß auch meiner jetzigen Stimmung zuſagte, und brachte dem, was die Welt den Schein nennt, ein Opfer, wie man einſt den Göttern der Unterwelt Thiere ſchlachtete, nicht, um Gutes von ihnen zu erhalten, ſondern um Böſes abzuwehren.

Ich kann nicht ſagen, daß man es an der altgewohnten Achtung fehlen ließ, mit der ich mich vor zwey Jahren in dieſen Kreiſen aufgenommen ſah. Ob man im Stande war, zu fühlen, weßwegen man ſie mir bewies, konnte ich dahingeſtellt ſeyn laſſen. Es war eine Welt der Formen, in die ich trat. So begnügte auch ich mich mit Formen.

Nun aber erſchien vor einigen Wochen die Lichtwerth in der Reſidenz, ſie, die ſchon in * * bad, dann hier, und ſpäter in Italien wie in * gau als ein feindſeliger Comet in meine Bahnen ſtörend und verderblich getreten war.

Ich fühlte ihren bösartigen Einfluß bald, ohne eigentlich bestimmen zu können, wodurch, oder warum? wie man die Wirkung bösartiger Luft empfindet, die eigentlich keinen unserer Sinne, aber unsere ganze Organisation verletzt.

Vorgestern war Assemblee bey dem *** schen Bothschafter. Ich schleppte mich halbkrank hin, denn ich hatte bereits von den Verläumdungen gehört, die eine geheime Bosheit wider mich ausstreute. Ich trat ein. Es waren noch nicht viele Damen da, und froh der Ruhe, die noch im stillen Sallon herrschte, setzte ich mich zu einer mir halb Fremden hin, um bey den Kopfschmerzen, die mich quälten, des Redens überhoben zu seyn. Mein Wunsch wurde erfüllt. Ich blieb verschont, was mir nicht oft geschieht, wenn man meinen Nahmen hört. Nach und nach füllte sich der Saal. Die meisten Frauen setzten sich in die gegenüberstehende Reihe. Ich fand das zufällig, und für jetzt bequem. Nun war jene Reihe voll. Die alte Felseneck, das Ehrenprotokoll der Damen, wie man die strenge Duenna zu nennen pflegt, trat ein. Sie ging auf mich zu, sah mich scharf an — sie sieht schlecht — wandte sich, obschon neben mir Stühle leer waren, feyerlich um, und ging langsam, sich ganz

zuletzt auf ein Tabouret zu ſetzen. Das war das Erſte, was mir auffiel, ſo wenig mir auch um die ſchwerfällige Frau zu thun war.

Die Geſellſchaft wurde zahlreich. Alle Stühle um mich und neben mir wurden endlich beſetzt. Einige geiſtreiche Männer ſammelten ſich um mich, und ein anziehendes Wechſelgeſpräch, über die neueſten Erſcheinungen der ſchönen Literatur leicht hingleitend, Fragen, Erörterungen über einige meiner neueſten Arbeiten, Schmeicheleyen und billige Anerkennungen erhielten mich in nicht unangenehmer Spannung, und ich ſchlug, als die Spieltiſche ſich ordneten, eine angebothene Parthie aus. Die Frauen hatten ſich meiſt neben mir verloren, und nun trat ein Fremder, eben aus Berlin gekommen, zu dem kleinen Kreiſe, der mich umgab. Mit aufgeregter Seele, mit Flammenworten ſchilderte er den Enthuſiasmus, der jetzt dort emporlodert, für die ſogenannte Deutſche Sache zu kämpfen und zu ſterben, wenn es nöthig iſt. Er ſprach lebhaft und gut. Funken fielen aus ſeinem Gemüthe in die Seelen der Zuhörer. Manche zündeten, manche erſtickten im trüben Meer der Selbſtliebe, andere verſchwanden vor dem helleren Lichte prüfender Vernunft. Die in meine Seele fielen,

brannten nur ſchmerzlich; denn ach wem galten alle dieſe Zurüſtungen? Wer ſteht mit in den Reihen, gegen welche jene Begeiſterten wild anſtürmen wollen? Dennoch konnte ich den feurigen Redner nicht haſſen. Wie fruchtlos auch dieſe Flammen aufglühen, doch ſind ſie ſchön, und heilig iſt der Irrthum verblendeter Vaterlandsliebe, der ſie erzeugt! Aber mir that das Geſpräch je länger je weher. Ich wünſchte es geendet, und wollte mich wenigſtens von der Theilnahme ausſchließen. Umſonſt! Der Fremde wußte, wer ich war. Ihm ſchien es unzweifelhaft, daß die Deutſche Sängerinn auch von dieſen über alles anſprechenden Gefühlen ergriffen ſeyn, und Theil an der Gluth nehmen müſſe, die auch rohere Gemüther zu erheben im Stande war. Ach er wußte nicht, wie dieſes Herz zwiſchen Freundſchaft und Vaterland, klarer Überzeugung und lebendigem Wunſche getheilt war!

Mir ward dieſe Lage zuletzt zu peinlich, und ſo ergriff ich haſtig den Antrag des jungen Sammbach, der mich zu fragen kam, ob ich nicht die Vierte an einem Whiſttiſche ſeyn wollte? Ohne mich zu erkundigen, wer die Mitſpielenden waren, folgte ich ihm in den andern Sallon, und zu einem Tiſche, wo bereits Gräfinn Lichtwerth

und noch Einer ihrer gewöhnlichen Begleiter ſtand. Ich näherte mich. Sie ſchien betroffen, mich zu ſehen, maß mich einen Augenblick mit widrigen Mienen, legte dann ſpöttiſch lächelnd die Karten, die ſie ſchon in der Hand hielt, hin, und ſagte: Laſſen wir es, Graf Vanin! Es wird ſpät. Mein Wagen kommt bald. Damit wandte ſie ſich, Vanin folgte ihr. Sammbach trat zu ihr, und flüſterte ihr etwas in's Ohr. Sie antwortete mit ſtolzem Spott. Was ſie ſagte, verſtand ich nicht. Wie mir zu Muthe war, kannſt Du denken. Ob man an den anderen Spieltiſchen dieſen Auftritt bemerkte, wußte ich nicht; mir war aber, als ſähe die ganze Welt verachtend und hohnlachend auf mich.

Ich war nicht im Stande, dieſe ungeheure Ungezogenheit auf der Stelle zu rügen, wie ſie es verdient hätte. Ein beſſeres Gemüth wird von Schlechtigkeit und Gemeinheit zu ſehr erſchreckt, um ſogleich die nöthige Faſſung zu behaupten. Der arme Sammbach, der ſich als die unſchuldige Veranlaſſung dieſer Beleidigung anſah, war verlegen und ängſtlich, wie er ſich gegen mich entſchuldigen, und der auffallenden Impertinenz eine ſchonende Deutung geben ſollte. Ich bath ihn, ſich deßhalb nicht zu bemühen. Er dauerte

mich in dem Augenblicke; er ist eine arme Gesellschaftsseele. Aber ich bath ihn, mir seinen Arm zu geben, denn ich fühlte, daß mir schwindelte. Im anstossenden Zimmer setzte ich mich nieder, Sammbach sah nach meinen Leuten, die zum Glück noch da waren, und ich fuhr nach Hause.

Drey Tage bin ich zu Bett gelegen, und habe mit Leiden des Körpers und mit noch ärgeren der Seele die Ungezogenheit dieses kalten, herzlosen, verächtlichen Geschöpfes gebüßt.

Ich hasse diese Lichtwerth. Wer gibt ihr das Recht, sich mit diesem Übermuth und dieser Frechheit gegen mich zu betragen? Habe ich je gefehlt, so geschah es aus edleren Neigungen, als sie zu ahnen im Stande ist. Aber wer kann mich eines unerlaubten Schrittes oder einer Übertretung der Gesetze wahrer Ehre und Tugend zeihen? Habe ich geirrt, so waren es Gefühle, die mich hinrissen. Mit Wissen und Willen habe ich nicht Unrecht gethan; aber ich habe es verschmäht, mich in ängstliche Regeln zu fügen, die, den inneren Werth des Menschen übersehend, nur das Äußere betrachten, und nur dieses richten. Frey und offen habe ich Liebe und Haß gezeigt, und nie hätte ich mich so tief

erniedrigt, einem Manne ohne Gehalt, einem anerkannten Schwächling, die Hand zu geben, und dadurch vor aller Welt zu gestehen, um was es mir bey dem schönsten, heiligsten Bande, das Menschen binden kann, zu thun gewesen. O diese Lichtwerth ist ein Auswurf ihres Geschlechts!

Kaum hatte ich mich so weit erhohlt, um wieder auf dem Kanapeh sitzen zu können, als unkluge Freunde und vielleicht verkappte Feinde kamen, um mir von der Geschichte am Spieltisch und von dem Aufsehen, das sie erregt habe, zu sprechen. Man übertäubte mich mit Rathschlägen und Anerbiethungen. Ich verachte diese Ida zu sehr, und sie ist zu tief unter mir, um meinem mit Achtung genannten Nahmen durch ihre Bosheit auch nur den geringsten Strahl seines Ruhms zu entziehen; aber sie verdient, daß man ihr das zeigt.

Mit diesen armseligen Menschen hier ist nichts zu thun, und von ihnen nichts zu erwarten. Ich habe der Bothschafterinn geschrieben, und verlangt, daß sie mir auf irgend eine Art Genugthuung für eine Kränkung verschaffe, die ich in ihrem Hause erlitten. Eine ausbeugende Entschuldigung, das Verhältniß zu Lichtwerths Vater, der Gesandter einer Macht sey, die ihr

Hof zu ſchonen habe, und leere Verſprechungen, wie ſie ſich künftig vor meiner Beleidigerinn gegen mich zu benehmen geſonnen ſey, waren Alles, was ihre Antwort enthielt.

Ich erhielt dieſen Brief acht Tage nach jener Scene. Am folgenden Abend beſuchte mich mein Arzt, der auch der der Bothſchafterinn iſt, ein verſtändiger, würdiger Greis. Nach mancher umſchweifenden Einleitung kam endlich die Bitte hervor, die Bothſchafterinn auch noch jenes Verſprechens zu entlaſſen, wozu ihr Mann aus Rückſicht für Ida's Schwiegervater ſeine Erlaubniß nie geben würde, und endlich — urtheile von meinem Gefühle, wenn Du dieß lieſeſt! — eine verſteckte, aber doch faßliche Andeutung, die der Greis mit leiſer Stimme vorbrachte, wie die Weiſe, auf welche ich in Italien und in * gau mit Lothar gelebt habe, bey allem Glauben beſſerer Menſchen an meinen inneren Werth, und bey dem, was die Welt einer phantaſiereichen Dichterinn mit Freuden nachſähe, dennoch eine Art von falſchem Schein auf mich würfe u. ſ. w.

Ich hatte genug gehört. Mein erſter Entſchluß in der Aufwallung des Augenblicks war, der Bothſchafterinn meine Meinung über die

Art, wie ich behandelt zu werden fordern könnte, und den Vorsatz kund zu thun, ihr Haus nicht wieder zu betreten.

Das Billet war schon geschrieben. Ich schlief die Nacht nicht, mein Fieber fand sich wieder ein. Es währte vier und zwanzig Stunden, bis ich vor dem stürmischen Wallen und Pochen meiner aufgeregten Natur einen klaren Gedanken fassen konnte. Als ich aber nun zu überlegen vermochte, stellte sich mir die Nutzlosigkeit eines Beginnens dar, das meinen Feinden eben die Waffen wider mich in die Hände gegeben, ihnen den Zweck ihres schändlichen Benehmens, und einen sicheren Triumph verschafft haben würde, und ich vertilgte den Brief.

Ich will und werde also diese Gesellschaften nicht meiden, und da erscheinen, wo mein Rang mich hinweiset, und wo hinzugehen kein Vergehen mir das Recht benimmt. Ich will dieser trotzigen Ida gegenübertreten. Es wird eine Epoche kommen, und sie ist nicht mehr fern, wo es der Welt klar werden soll, wer von uns die Vorzüglichere, die Achtungswerthere ist.

Ich muß das durchsetzen. Rein und glänzend muß ich aus diesem Kampfe hervorgehen, sonst — Bertha! Ist das Leben wohl mehr,

als die Bedingung unſerer Glückſeligkeit? Kann es einen Werth haben, wenn jene unwiederbringbar zernichtet iſt? Und wenn ſie es wäre? Du kennſt mich. Ich habe Muth — Muth zu Allem, nur nicht zum Unglücklichſeyn! Leb wohl!

Sechster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 5ten April 1813.

Wo wird dieser Brief Dich suchen, mein lieber Freund, und in welcher Stimmung wird er Dich finden? Mitten im Gewirre, in der wilden Bewegung eines heranziehenden Heeres, gedrängt von ernsten Geschäften und von weithin blickenden Sorgen, umgeben von Allem, was das Leben auf's regste, beweglichste anspricht, wird Dir wohl da ein ruhiger Augenblick bleiben, um der fernen, unglücklichen Freundinn Noth und Klage zu Herzen zu fassen? Ach, und ich bedarf es so sehr!

Es hat sich seit einigen Monathen viel geändert. Ein gewaltiges Schicksal hat das Rad der menschlichen Begebenheiten mit Riesenarm erfaßt, und auf eine Art gewendet, wie wir es noch vor einem Jahre auch in den abenteuerlich-

ſten Träumen nicht für möglich hielten. Und das Herz der Menſchen, dieſer ſchwache, gebrechliche Stoff, ſollte ſeinen Einwirkungen widerſtehen?

Ja, es hat ſich viel geändert! Die Natur erliegt im ruheloſen Kampfe gegen immer ſich erneuernde Reibungen. Ewig hält keine Kraft, der muthigſte Widerſtand ſinkt zuletzt, und ich, getrennt von Dir, ſchutzlos, der erbitterten Tücke und den Stacheln des gemeinſten Neides hingegeben, wie kann ich mich unter ſo feindſeligen Umſtänden behaupten? Wie ſollte Jemand, wie ſollteſt Du mir's verargen, wenn ich dorthin flüchte, wo ich allein auf der weiten Erde Troſt erwarten kann, zu Deiner Freundſchaft, Deinem Rath, Deiner Hülfe?

Ich bin verletzt, im innerſten Heiligthum meines Lebens, meines Bewußtſeyns gekränkt, und was vielleicht in den Formen, in denen wir nun einmahl leben, noch empfindlicher iſt, ich bin öffentlich beleidigt, beſchimpft. Der Streich kommt von einer Hand, die längſt verheerend in den warmen Frühling meiner Empfindungen, meines endlich errungenen Glücks gegriffen hat. Soll ich, darf ich ſie Dir nennen? Muß ich nicht eine Partheylichkeit aufzureizen fürchten, die den Keim der tiefſten Sorge, der Schmer-

zen — ach, laß mich ſagen, der Verzweiflung in mein gefoltertes Herz geworfen hat?

Wem anders ſoll ich denn meine heißen Qualen, wem die aufreibenden Sorgen klagen, die jede Freude von mir fern halten, den Schlaf von meinem Lager ſcheuchen, und mich zu jeder Beſchäftigung ſtumpf und verdroſſen machen, als Dir, Dir, dem jede Falte meines Herzens offen liegt, der mich erkannt und aufgefaßt hat wie Niemand, der Alles weiß, weſſen mein ſchwaches, unſicheres Seyn bedarf?

Und könnteſt Du Dich von mir wegwenden? Könnteſt Du mich ohne Rath, ohne Hülfe laſſen, wenn ich Dich darum anflehe?

Vor acht Tagen — daß ich nicht eher geſchrieben habe, daran war das körperliche Leiden Schuld, das, eine Folge jener gewaltſamen Erſchütterung, mich durch mehrere Tage niederwarf — vor acht Tagen hat Gräfinn Ida von Lichtwerth im Sallon des ***ſchen Bothſchafters dadurch, daß ſie mich von ihrem Spieltiſche wies, und eine Parthie, zu der ich — mit oder ohne ihr Wiſſen — gefordert wurde, mit der auffallendſten Art aufhob, mich öffentlich beſchimpft, und für eine Perſon erklärt, mit der man überhaupt, oder wenigſtens ſie nicht ſpielen wollte.

Die Scene hat Zeugen gehabt, ſie hat Aufſehen gemacht, meine Ehre iſt verletzt. Ich kenne die wahren Urſachen dieſes niedrigen Benehmens. Sie heißen Neid, Bosheit, Eiferſucht. Verzeih, mein Freund, wenn der getretene Wurm ſich windet, und ſieh mir nach, wenn der ungeheure Schmerz, der mich zerreißt, mir eine Überzeugung entlockt, die ich Dir beſſer verbärge! Ja, Ida hat mich längſt um meinen Ruhm, um die Huldigungen, die die Welt meinem Talente zollte, ſie hat mich um meine Geſtalt, meinen Reichthum, um den Flitterglanz, mit dem ich auftrat, ſie hat mich endlich, ſeit wir uns in Florenz getroffen, auch um Deine Freundſchaft beneidet.

Es iſt heraus. Du weißt Alles! Ja, ſie hat um Dich gebuhlt, die Verhaßte! Das fand ſie nicht unter ihrer Würde, das widerſprach nicht den eigenſinnigen Formeln dieſer ſelbſtgeſchaffenen Ehrengeſetze. Sie hat um Dich gebuhlt in Italien, und ſpäter und auffallender in **gau, ſie, die freywillige Gemahlinn des ſelbſtgewählten Gemahls, dem ſie ihrem Verſtand, dem Urtheil der Welt und dem Willen ihrer Mutter zum Trotze die Hand gab, und dadurch beurkundete, was ihr Zweck bey ihrer Heirath ſey.

Deſſen hatte ſie ſich nicht geſchämt; und ſie wagt es, über Scheintugend und wahre Ehre abzuſprechen? Sie wagt es, mir zum Verbrechen zu machen, daß ich, dem heiligen Zuge einer uneigennützigen Freundſchaft folgend, größer, als die engherzige Welt um mich her, mich ohne Rückhalt Deiner Pflege widmete, und ſpäter unter Deinem Schutze blieb?

Sie hätte an meiner Stelle daſſelbe gethan. Doch nein! Nein! Sie hätte es nicht vermocht, denn ſie hätte Dich nicht geliebt.

Verſuche es einmahl, lieber Freund! Entkleide Dich von dem Schimmer, der Dich umgibt! Sey nichts, als der gehaltvolle Menſch, der Künſtler, unter deſſen Maske Du in ** bad ihr zuerſt erſchienſt, und dann ſieh, ob ſie Dir mehr Aufmerkſamkeit ſchenkt, als damahls!

Dich liebt ſie nicht, denn ſie begreift Dich nicht. Ihr ſtarres ſelbſtiſches Herz bedarf keines leitenden Freundes, und keines Gegenſtandes ſeiner zarten Sorge. Sie reizen Deine Würden, Dein Einfluß, die Sterne, die auf Deiner Bruſt ſchimmern — das Herz darunter gilt ihr nichts.

Zürne nicht, daß ich Dir das ſage! Wenn irgend auf Erden Ein Menſch das Recht hat, ſich

Dir gegenüber über sie zu erheben, so bin ich's. Und nicht will ich ſtreiten mit den Waffen meines Geiſtes, ach, nur mit den Waffen meiner Liebe für Dich, mit der Macht der Opfer, die ich Dir freudig gebracht, und mit der ſtillen Gewalt meiner Leiden, die ich Deinetwillen erduldet, und noch erdulde! Dieſe allein ſind es, die mir ein Recht auf Deine Theilnahme, Deinen Troſt, Deine Hülfe geben. O laß mich nicht dem Spotte, dem Übermuth dieſes herzloſen Weibes ausgeſetzt! Nimm Dich meiner an! Räche meine Unbild! Strafe ſie mit dem, was ihr, ich weiß es, am empfindlichſten iſt, mit Deinem Tadel, oder — rufe mich zu Dir, und laß mich unter Deinem Schutze ſicher wohnen! Hier bin ich allen Pfeilen der Verfolgung bloßgeſtellt. O habe Mitleid mit mir! Du haſt mich gewöhnt, mich ganz allein auf Dich zu ſtützen, Du haſt mich mir ſelbſt entfremdet, ich bin nichts ohne Dich. Ach, und Du biſt ſo fern!

Ich kann nicht mehr ſchreiben. Meine ohnedieß geſunkene Kraft iſt erſchöpft. Ich bin ſehr herabgekommen. Du wirſt mich verändert finden. O ich zittere vor dem Augenblick des Wiederſehens, der doch das Ziel meiner heißeſten Wünſche iſt!

Siebenter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 12ten April 1813.

Ich habe Deinen Brief mit den letzten Dir zugekommenen Nachrichten über Fahrnau's Schicksal durch den Jäger erhalten, der die übrigen Schriften brachte, und danke Dir für den Eifer, und die schöne Treue, mit der Du, mein brüderlicher Freund, dieß Geschäft zu Deiner eigenen Angelegenheit gemacht, und wie dieſe beſorgt haſt.

Ja Hermann! Dieſes Geſchäft liegt mir ſchwer auf dem Herzen. Es hat es längſt wund gedrückt, und droht, es ganz zu erdrücken. Ich habe mehr unternommen, als ich zu leiſten im Stande bin, und ich ſehe den Augenblick herannahen, wo ich, ſo oder ſo, ein Verhältniß gewaltſam werde endigen müſſen, das meine

Kräfte im fruchtlosen Kampfe aufreibt, und aus welchem auf keine Art weder für mich, noch für Andere ein Segen hervorgehen kann.

Es war eine vielleicht schöne, aber schwärmerische Vorstellung, die mich zuerst antrieb, mich ganz Leonorens Dienst, ihrem Wohl, und ihrem Schutze zu widmen; es war eine jener seltsamen Aufregungen meines Geistes, die Du oft an mir getadelt hast, entstanden aus dem schneidenden Gegensatze meines ehemahligen und jetzigen Verhältnisses zu ihr, und aus der Betrachtung der wunderbaren Verkettung, die mich plötzlich zum Vertrauten jener Frau machte, an welche einst ganz andere Gefühle mich hätten knüpfen sollen.

Leonorens Werth, ihr Unglück, und die Verschlingung der Umstände zogen bald meine Bande noch fester. Ich durfte nicht mehr aufgeben, was ich einmahl angefangen hatte; denn ich war der einzige, der ihr in ihrem Unglück von wesentlichem Nutzen seyn konnte, und so hielten mich die Bande der Pflicht, und unverletzliche Rücksichten der Menschlichkeit bey der verlassenen Familie fest, die ringsumher keinen andern Schützer hatte.

Gefährliche Pflicht! Verrätherische Nähe!

Ich habe meinen Kräften zu viel zugetraut, und bin unterlegen. — Ich liebe Leonoren.

Da ſtehen die kalten Buchſtaben auf dem Papier, ſo ruhig, wie die übrigen Lettern, welche gleichgültige Dinge bezeichnen — und welcher Abgrund von Schmerz liegt in ihnen für mich!

Doch Gottlob! Nur für mich! Sie theilt meine Flammen nicht. Ob ſie ſie ahnet, weiß ich nicht. Sie bleibt ſich immer gleich, den Blick nur immer auf den gerichtet, der ihre Seele noch ganz erfüllt, ob er ſie gleich ſo grauſam verlaſſen hat.

O Gott! Darf ich das auch behaupten? Miſcht ſich kein niedriger Neid in dieſe hingeworfene Bemerkung? War es nicht vielmehr die entflammte Gluth der Rache, als einer verrathenen Liebe, was Fahrnau trieb, Lothar nachzueilen und ihn zu ſtrafen? Seine letzten Äußerungen an ſeinen Bruder ſind voll Reue, voll wiederkehrender Liebe zu der, welche dieſe Liebe ſo ſehr verdient. Und endlich darf ich ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er ſich von Roſaliens zauberhaftem Reiz hatte blenden laſſen?

O betrüge dich nicht ſelbſt, ſchwaches Herz! Fahrnau muß einer reinen, treuen Liebe nicht unwerth ſeyn, weil das reinſte, das treueſte

Herz auf Erden ſie ihm weiht. Kein ſelbſtiſcher Wunſch ſoll ihn daher verkleinern, aber beneiden darf ich ihn, ihn, deſſen Kerker, deſſen harte Entbehrungen ich mit Freuden auf mich nehmen, und ihm jeden Genuß, den mir Freyheit, Reichthum und Wohlſeyn reichen, dafür mit Götterluſt hingeben wollte, wenn er mir Leonorens Liebe dafür abtreten könnte.

Es gibt einen Punct in meinem Leben, über den ich gar nicht nachdenken darf, wenn ich mich vor einer Art von Verzweiflung hüthen, und nicht einem troſtloſen Schmerz zum Raube werden will. Es iſt der Gedanke, wie Alles hätte kommen können, wenn Leonore nicht Fahrnau, ich nicht Roſalien hätte kennen lernen!

Ich habe die ganze düſtere Wuth dieſer Vorſtellung erfahren, und ich habe ſie ſeitdem ſorgfältig vermieden. Es iſt eine wunde, höchſt ſchmerzhafte Stelle, deren Weh unendlich und unheilbar iſt. Das Einzige, was man thun kann, iſt, ſie nicht zu berühren. O Hermann! Warum biſt Du nicht bey mir, daß ich mein müdes Haupt an Deine Freundſchaftsbruſt legen, und dort von allen den Schmerzen ausruhen könnte, die mir in manchen Augenblicken ganz unaushaltbar ſcheinen!

Was ich für jetzt thun kann, übe ich zuweilen, indem ich seltener nach Rosenstein hinüber gehe, ihr meistens nur schreibe, was ich ihr etwa zu melden habe, und auf diese Art die Vorbereitungen zu dem Schritte anfange, der nun einmahl geschehen muß, nähmlich, mich ganz loszureißen, sobald ich einsehe, daß ich ihr nicht mehr so dringend nothwendig bin. Ich übe es zuweilen! sage ich; denn ach, immer — immer geschieht es nicht. Manchmahl verbiethet es die Natur der Mittheilungen, die ich ihr zu machen habe, manchmahl — o es ist, als zöge eine unsichtbare Macht mich zu ihr, als sollten meine Schmerzen eben in dem stillen Frieden heilen, der sie umgibt, der wie eine reine Atmosphäre den Eintretenden umfängt, und beruhigend an jedes Herz dringt, das ihrem Hause, dem Heiligthum häuslicher Tugenden naht! Und es ist auch so, so lange ich bey ihr bin. Der Sturm der Leidenschaft stillt sich in ihrer heiligenden Nähe, und, wie Oresten in dem geweihten Hain seiner priesterlichen Schwester, wagen es die Furien wilder Qualen nicht, in ihrer Gegenwart mein Herz anzugreifen. Ich kann meine Augen sie in ihrem schönen Walten überall begleiten lassen, ich kann ihr vorlesen, ihre Zeich-

nungen betrachten, und mit ihr über Kunst, über häusliche Angelegenheiten sprechen. Es bleibt so still in mir! Es thut mir so wohl! Nur Fahrnau's, nur ihrer Liebe für ihn, und ihres Jammers um ihn muß sie nicht erwähnen! Sonst reißen sich jene Qualen, die ihr Anblick beschwichtigt und getäuscht hat, aus dem tiefsten Grunde meines Herzens los, ich fühle, daß ich nahmenlos elend bin, ich versinke dann selbst in ihrer Nähe in die Nacht meines Geschickes, und vermag mich nicht weder an ihrem freundlichen Wirken, noch an ihrem so milden Gespräche aufzurichten. Bisweilen ruhet dann ihr Auge mit einem Ausdruck mütterlicher, um den kranken Sohn besorgter, Liebe auf mir. Ahnet sie in solchen Augenblicken, was in mir vorgeht? Oder beklagt mich dieß schöne Herz um eines früheren, ihr bekannten Leidens willen, ohne zu errathen, was mich jetzt quält?

Sieh, lieber Hermann! So schleppe ich mich hin, bald unter ihren Augen, bald fern von ihr; aber ich erkenne deutlich, daß das nicht so bleiben darf. Jenes schmeichelnd süße Gefühl, das mich in ihrer Nähe zu beseligen scheint, ist Täuschung, und ich muß ihm entsagen, wenn nicht das Übel, auf die Länge ganz unheilbar, mir

und vielleicht auch ihr verderblich werden ſoll. Nicht, als ob ich hoffen könnte, hoffen möchte, daß ſie einſt meine Empfindungen theilen ſollte — o uns trennt eine doppelte Kluft! aber weil Bosheit und Unverſtand raſtlos ſind, weil ein unbewachter Augenblick Mißverſtändniſſe erzeugen, und die Quelle endloſer Unannehmlichkeiten für ſie werden könnte, der ich ſo gern mit meinem Leben jede trübe Minute abzukaufen wünſchte.

Mein Vorſatz ſteht feſt. Die Ausführung muß ich noch verſchieben. Ich erwarte die Beſtätigung Deiner letzten Nachricht, daß Fahrnau in's Innere von Frankreich gebracht worden ſey. Iſt dieß wahr, dann gilt es entſchloſſen zu handeln, und ich weiß, was ich zu thun habe. Daß das einmahl als gut und nothwendig Erkannte mit großer Gewalt auf das Willensvermögen Deines Freundes wirkt, weißt Du, und darum ſey unbeſorgt! Ich kann gleiten, ſtraucheln; vor dem Fallen wird mich Gott bewahren, und auf Erdenglück habe ich längſt verzichtet.

Achter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Roſenſtein den 1ten May 1813.

Ich habe ſehr ſchwere Tage verlebt, liebe Schweſter, Tage voll Stürme, voll Thränen, voll tiefen, heiligen Schmerzens!

Julius iſt fort. Ich bin nun ganz verlaſſen, und alle Leiden der erſten noch ſchrecklicheren Trennung erneuern ſich bey dieſem Nachbild in meiner müden Bruſt. Dennoch muß ich ſagen, es iſt gut, daß es ſo iſt. Ich muß den Scheidenden noch ſegnen, und Gott für ſeinen Entſchluß, und die Kraft, ihn auszuführen, danken.

Liebe, liebe Clara! Wie haben die Auftritte der letzten Tage mein Herz verwundet, und welche düſtere Tiefen des Irrthums und der Gefahr haben ſie mir in Julius und meiner Seele gezeigt! Ja, der Menſch iſt ein ſchwaches, ge-

brechliches Geſchöpf, und es iſt eine niederſchlagende, aber für den menſchlichen Stolz ſehr heilſame Bemerkung, wie auch die beſten Menſchen ſich nicht genug vor der Macht der Leidenſchaft, und der noch gefährlicheren Gewalt der ſtillen Gewohnheit zu hüthen haben, daß ſie uns nicht nach und nach entmannen, und wir uns zuletzt unauflösbar in ihren Feſſeln verſtrickt finden. Je demüthigender aber dieſe Anſicht des menſchlichen Herzens iſt, deſto erhebender erſcheint die Größe eines Gemüths, das ſeinen Schmerz und ſeinen heißeſten Wunſch mit Kraft bekämpfen, beyde mit ruhiger Überlegung, nicht etwa im Rauſche ſchwärmeriſcher Entzückung, einer höher erkannten Pflicht zum Opfer bringen, und mit Verzichtleiſtung auf Alles, was wir Erdenfreuden nennen, das Glück geliebter Weſen gründen will.

So kann Julius handeln. Und wer könnte mich tadeln wenn ich geſtände, daß ich dieſen edlen großen Freund wie einen Bruder liebe, und daß ich, wenn ich Fahrnau nicht früher gekannt hätte, und dieſe Empfindung nicht bereits mein ganzes Weſen beherrſchte, ihn, und nur ihn allein mit mehr als ſchweſterlicher Neigung auf ewig umfaßt haben würde. Auch d a r u m iſt

es gut, daß er fort iſt, und unter Thränen muß ich ſagen: Ich freue mich deſſen.

Ich habe, wie ich Dir oft geſchrieben, ſchon längſt eine unglückliche Neigung in Julius Bruſt entſtehen und unaufhaltſam wachſen geſehen. Wie oft, wenn er in düſterem Nachſinnen mir gegenüber ſaß, wenn ich verſtand, was in ſeiner Seele vorging, ohne daß er ſprach, hatte mich eine tiefe Wehmuth und ein Schmerz ergriffen, den ich troſtlos hätte nennen müſſen, wenn nicht die Betrachtung, mit welchem Edelmuth und welcher Kraft er ſein Schickſal trug, einen Strahl himmliſcher Beruhigung darüber verbreitet hätte! Wenn er ſich dann entfernt hatte, wenn ſein Anblick, die Anmuth ſeines Umgangs, und die Überredung, welche auf ſeinen Lippen wohnt, mein Gefühl nicht mehr beſtachen, und meinen Vorſatz nicht entkräfteten, nahm ich mir ernſtlich vor, offen und ruhig mit ihm zu ſprechen, und ihm zu erklären, daß ich lieber dem Troſt ſeines Umgangs, und ſelbſt den Hoffnungen, die daraus für mein und Fahrnau's Schickſal flöſſen, entſagen, als ihn länger in meiner für ihn nur Unglück bringenden Nähe halten wollte. Ich hatte meine Rede auswendig gelernt, und mich auf Alles vorbereitet.

Aber wenn er dann wieder eintrat, wenn ich dieſe Züge ſah, dieſe Stimme hörte, und die Kraft, mit der er ſich beherrſchte, meine voreilige Meinung von ſeiner hoffnungsloſen Leidenſchaft Lügen zu ſtrafen ſchien, dann mangelte mir der Muth zu ſprechen, ja, indem ich auf der einen Seite mich mit einer eitlen Anmaßung in ſeinen Augen lächerlich zu machen fürchtete, hielt auf der andern der ſchmerzliche Gedanke, den treueſten, edelſten Freund von mir zu verbannen, mich zurück.

So gab ich aus mehr als einem Grunde den feſtgefaßten Vorſatz auf, um ihn, wenn Julius fort war, und ich mir ſeine Blicke, ſeine Worte zurückrief, auf's Neue zu entwerfen, und beym nächſten Beſuch eben ſo fruchtlos wieder fahren zu laſſen.

Er war ſtärker, als ich. Kein unſeliger Augenblick, der ihm etwa ſein wohlbewahrtes Geheimniß entriſſen hatte, keine Erklärung von meiner Seite, nichts als ſein reiner, feſter Wille hatte ihn beſtimmt, und der Entſchluß, ſich loszureißen, und ſelbſt in dieſem Losreißen, wie ein wohlthätiger Genius im Scheiden, noch Gutes für uns zu wirken, keimte frey aus ſeiner großen Seele empor.

Es war ein milder, ſtiller Frühlingsabend. Ich war mit den Kindern von einem Spaziergang heimgekehrt, auf dem ich mich, während Adolph mit ſeiner Schweſter in den friſchbelaubten Gebüſchen herumſchwärmte, ſie junge Frühlingsblumen zu Sträußern in ihre Gläſer pflückte, und er auf's Pflanzenſammeln ausging, in die ſchönen alten Zeiten zurückgeträumt, und um Ludwig, an deſſen Hand ich dieſen Weg tauſendmahl gemacht, getrauert hatte. Wie manche Scene der Vergangenheit war mir da nicht eingefallen! Nun waren beynahe zwey ganze Jahre herum, und mein Auge hatte ihn nicht mehr geſehen, ich wußte nichts von ſeinem Schickſale, nicht einmahl, ob ich den Gemahl, den Vater meiner Waiſen, je wieder erblicken würde! Es ſchien mir, daß ſelbſt das Wiedererwachen der Natur, wo Alles, was verloren war, doch wiederkam, ſich erneuerte, und wieder ſchön ward, wie ehemahls, mir das ewig gleich Trübe meiner Lage, in der kein Frühling erſteht, doppelt fühlbar machte.

In ſolchen Gedanken näherte ich mich dem Schloſſe, und wie ein zweytes, beynahe noch tieferes, Weh durchzuckte es mich in dieſem Augenblick, als Julius, der ſo eben vor dem Thore

vom Pferde geſtiegen war, mir mit ernſten, aber freundlichen Blicken entgegentrat. Ich fühlte ſeine Schmerzen in meiner Seele, und beynahe wären meine Thränen hervorgebrochen.

Er ſprach etwas Gleichgültiges, und ich erhielt Zeit, mich zu faſſen. Als wir uns der Treppe näherten, ſtand er einen Augenblick ſtill. Der Abend iſt ſo ſchön, gnädige Frau! ſagte er: Wollen Sie wirklich ſchon in's Zimmer?

Mir fiel das auf, denn bis jetzt hatte er nie auf die Umgebung unſeres Zuſammenſeyns geachtet. Auch glaubte ich auf einmahl etwas Feyerliches in ſeinem ganzen Weſen zu bemerken.

Laſſen Sie uns in den kleinen Vorgarten gehen, ſagte ich, wenn es Ihnen Freude macht, lieber Tengenbach!

Ich hatte, ohne daran zu denken, meine Hand bey dieſen Worten gegen ihn ausgeſtreckt. Er ergriff ſie, und führte ſie haſtig an ſeine Lippen. Das war, ſeit wir uns kennen, kaum dreymahl geſchehen.

Er ließ meine Hand auch nicht mehr los, aber er drückte ſie nicht; vielmehr ſchien er ſich wie ein Kind daran zu führen, und ſo kamen wir in den Garten.

Wir ſetzten uns auf die kleine Bank am

Hauſe unter der ſchon begrünten Geißblattlaube. Vor uns ſtreckten ſich die Hyacynten- und Tulpenbeete in buntem Farbenſpiel über den ſanften Abhang hinunter, um uns wirbelten hundert Vögel ihr Abendlied aus halbumlaubten Büſchen, hinter den gegenüberſtehenden dunkelblauen Bergen ſank die Sonne in ein Feuermeer, und goldene Tinten überſtrömten die Gegend, erhöhten das Blau der fernen Gipfel zum lieblichſten Violett, glühten an Felſen, ſchimmerten aus Bächen, und tauchten jeden Gegenſtand in ein wunderbar feyerliches Licht. Eine Weile ſaß Julius ſchweigend neben mir, dann ſagte er: Es iſt ein prächtiger Abſchied, den die Sonne von der Gegend nimmt. Bald wird ſie verſchwunden ſeyn, und doch trauert kein Geſchöpf. Alle ſehen ihr freudig nach, und letzen ſich noch in ihren letzten Strahlen. So geht ſie dahin, wie ein Held zum Siege.

Mir fiel der Abſchied von Ludwig ein, den ich, ohne zu ahnen, wie lange und ſchmerzlich unſere Trennung währen ſollte, mit viel zu leichtem Herzen genommen hatte. Ja, ſagte ich, denn jedes Geſchöpf weiß gewiß, daß das ſchöne Geſtirn morgen wieder aufersteht, und daß es ſich von Neuem an ſeinen Strahlen erfreuen

kann. — Aber wenn die Nacht lange, wenn sie ewig wäre? — Mich übermannte ein schmerzliches Gefühl, und ich verstummte.

Tengenbach wandte seine Augen auf mich, und sah mich düster an. Ewig! sagte er, und ein Seufzer entwand sich seiner Brust: Es ist hart, für immer zu scheiden! Auch er schwieg nun, und wir saßen eine Weile, der scheidenden Sonne nachsehend, Jedes in seine Gedanken versenkt.

Ich habe Nachrichten von Baron Fahrnau, gnädige Frau! hub Julius wieder an.

Mein Gott! Und das sagen Sie mir jetzt erst? Das kann nichts Gutes —

»Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich einen Augenblick Etwas, was Ihnen so wichtig ist, einer Angelegenheit nachsetzte, die mich selbst näher trifft!«

Meine ganze Aufmerksamkeit wurde rege: Eine Angelegenheit, die Sie selbst betrifft? O, Herr von Tengenbach! Wenn jene Nachricht keine schlimme ist, so sprechen Sie von dieser.

Ich mochte ihn wohl recht theilnehmend angesehen haben. Sein Auge ruhte mit wunderbar gemischtem Ausdruck auf mir. Er faßte meine Hand, schwieg noch einige Secunden, dann sagte er: Es ist ja Beydes innig verwebt, wie

mein und Fahrnau's Schickſal! Und ſo erfahren Sie eines mit dem andern.

Ich zitterte, denn der Eingang ſchien mir wenig Gutes zu verkünden.

»Hermann hat mir geſchrieben. Er war ſelbſt in Italien, und hat ſich alle Mühe gegeben, Ihres Gemahls Lage und Befinden zu erkunden, ja ihn, wo möglich, ſelbſt zu ſprechen. Alles war vergebens, und als er dennoch ſeine Bemühungen ſtandhaft fortſetzte, erfuhr er zuletzt, Baron Fahrnau ſey bereits ſeit zwey Monathen nicht mehr dort, ſondern in's Innere von Frankreich gebracht worden.«

Mein Blut erſtarrte, und Julius las meinen Schrecken in meinen Zügen.

»Befürchten Sie nichts, gnädige Frau! Seine Lage iſt darum keinen Augenblick ſchlimmer. Vielmehr ſtimmt Alles, was mein Freund von wohlmeinenden und umſichtigen Männern hörte, dahin überein, daß ſich mehr für ſeine Befreyung hoffen läßt, wenn es wahr iſt, daß er außer Italien, und ſomit mehr außer der Einwirkung ſeines gefährlichen Feindes iſt.

Ich athmete wieder auf, und ſah Tengenbach mit halb beſorgten Blicken an.

»Dieß zu erforſchen iſt nun das Erſte und Nothwendigſte, und das läßt ſich nur an Ort und Stelle thun. Walters Geſchäfte, oder vielmehr die Beſorgung meiner Angelegenheiten hindern ihn, Fallowetz abermahls auf längere Zeit zu verlaſſen. Ich bin ohne Geſchäfte, ſo wie ohne Beſtimmung in dieſer Welt, und es wird mir zur Zerſtreuung, zur — Aufheiterung dienen, wenn ich mich wieder ein wenig in der Fremde umſehe. Ohnedieß fordern meine Verhältniſſe mit der Regierung in Mailand meine Anweſenheit daſelbſt. Ich werde alſo hinreiſen, und mir bey dieſer Gelegenheit zugleich Gewißheit über den Aufenthalt Ihres Gemahls und über die Schritte verſchaffen, die zu ſeiner Befreyung am Pariſer Hofe, oder bey Napoleon ſelbſt, zu machen wären.«

Ich hörte Julius an, ohne ihn zu unterbrechen. Ein kalter Schauer durchlief mich. Die erneuerte Ungewißheit in dem Schickſale meines Gemahls, und die nahe Trennung von dem treuen Freunde, Beydes ergriff mich ſo ſchmerzlich, daß ich nicht antworten konnte.

Es iſt durchaus nothwendig, daß ich gehe, hub er nach einer Weile wieder an, und da es beſſer iſt, einen wohlüberlegten und nothwendi-

gen Vorſatz nicht zu verſchieben, ſo iſt mein Plan, übermorgen abzureiſen.

Übermorgen? rief ich erſchrocken.

Er ſchien es nicht zu bemerken. »Der morgige letzte Tag gehört meinem guten Oheim. Heut bin ich hier, um mich von Ihnen zu beurlauben.« Seine Stimme wankte doch, indem er das ſagte, und ich konnte meine Thränen nicht mehr zurückhalten.

Er drehte ſich jetzt gegen mich; denn alles Vorige hatte er, den Blick auf den Boden geheftet und mit der Reitgerte Figuren in den Sand ziehend, geſprochen. Gnädige Frau! ſagte er mit zitternder Stimme: Dieſes Zeichen Ihrer Theilnahme — ich weiß wohl, wie viel davon auf Rechnung Ihres ohnedieß bewegten Gemüthes zu ſchreiben iſt — aber — es freut mich doch! Er war aufgeſtanden, faßte meine Hand, und ſah mich mit dem unverhehlten Ausdruck innigſter Zärtlichkeit an. Mein Blick begegnete dem ſeinigen, ein nahmenloſes Gefühl ergriff mich, und ich brach in das heftigſte Schluchzen aus.

O Gott! Gott! Leonore! rief er, und ſchlang ſeine Arme um mich: Wär' es möglich! Wäre ich Ihnen theuer?

Ich ſtand ebenfalls auf. Ja, Herr von Ten-

genbach! ſagte ich, indem ich ſeine Hand faßte, die er bey meiner erſten Bewegung von meinen Schultern zurückgezogen hatte: Ja, ich ſchäme und ſcheue mich nicht, es Ihnen zu geſtehen. Sie ſind mir theuer, und ich halte dieß Gefühl für eben ſo natürlich als rechtmäßig. Die Art, wie Sie ſich mir in jeder Beziehung gezeigt, was Sie für uns gethan haben, muß jedes Herz mit Achtung für Sie erfüllen. Urtheilen Sie nun, was ich für Sie empfinde! Ja, ich liebe Sie herzlich, und der Abſchied von Ihnen ſchmerzt mich tief. Das dürfen und ſollen Sie wiſſen. Vor dem treueſten Freund, der alle Tiefen meines wunden Herzens kennt, kann ja der Schmerz um ihn ſelbſt kein Geheimniß bleiben.

Er faßte meine Hand, und drückte ſie heiß und lange an ſeine Lippen.

Leonore! ſagte er endlich: Daß mich dieſe Trennung unendlich viel koſtet, daß nur die Überzeugung von ihrer Nothwendigkeit mich beſtimmen konnte, das einzige Glück, das ich auf Erden habe, ſelbſt zu vernichten, das werden Sie mir wohl glauben?

Ich weinte, und antwortete nicht. Auch er ſchwieg. Unſere Hände lagen ineinander.

Es iſt Zeit, ſagte er endlich gepreßt: Le-

ben Sie wohl! — Ich ſah ihn ängſtlich an. — Ich muß fort! rief er: Es iſt nicht gut, dem unvermeidlichen Schmerzen ſo lange in's Auge zu ſehen. Leonore! Ich ſcheide für lange Zeit, vielleicht für immer!

Nein, nein! rief ich, und umfaßte ſeine Hand mit meinen beyden. Er zitterte, doch ſagte er gefaßt: Unſere Zukunft ſteht bey Gott! Wie Manches iſt geſchehen, das gar nicht vorgeſehen, gar nicht ſo gemeint war! Leonore! Auch Sie waren einſt mir beſtimmt!

Ich erröthete.

»Erlauben Sie mir in der letzten feyerlichen Minute unſers Zuſammenſeyns Sie an dieß Verhältniß zu erinnern, das ich ſonſt nie berührt haben würde! Sie waren mir beſtimmt. Ich habe meine Seligkeit ſelbſt verſcherzt. Es war meine Schuld. Wie bitter ich büße, weiß nur Gott und ich!

Ich ſah zu Boden, und antwortete nicht.

Leonore! hub er feyerlich an: Ich ſcheide — für lange, lange Zeit. Dieſer Augenblick, wie der letzte eines Sterbenden, löſ't alle Bande der Rückſicht, und hebt jedes irdiſche Verhältniß auf. Ja, Du darfſt es hören. Ich liebe Dich, ich liebe Dich mit leidenſchaftlicher Innigkeit!

Ich konnte Dich beſitzen, ich habe Dich verwirkt. Das iſt der entſetzlichſte Schmerz, den ich je gefühlt. Weine, ſanfte, reine Seele! Schenke dem Unglücklichen deine Thränen, dem Du ſonſt nichts geben kannſt!

Mein Schluchzen ward heftiger. Ich glaubte, das Herz würde mir zerſpringen. Julius! rief ich: O mein Freund, mein Bruder! Meine Arme öffneten ſich unwillkührlich, er ſank an meine Bruſt.

Endlich richtete er ſich auf. Habe Dank für dieſen Augenblick! ſagte er mit himmliſcher Verklärung in den hellblauen Augen: Ja, meine Schweſter! Und Fahrnau, mein Bruder! Euch gehört mein Leben! In euch allein fühle ich es noch! — Und nun noch eine Bitte! Gib mir, meine fromme Schweſter, deinen Segen auf die weite Reiſe!

Julius! Was denken Sie?

Schlage mir die Bitte nicht ab! Es iſt meine letzte. Er kniete vor mir. Ich legte die Hand auf ſeine Locken, blickte weinend und bethend zum Himmel — ach ich hätte für meinen Adolph nicht brünſtiger bethen können! — und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihn. Er ſtand langſam auf, ſchüttelte mir noch

einmahl die Hand — und war fort. Mich aber übermannte ein ſo unendlicher Schmerz, daß ich ihm nicht folgen konnte, ſondern auf den Raſenſitz ſank, und in Thränen zu vergehen glaubte.

Nach einer Weile hörte ich leiſe Tritte. Es waren die Kinder, beyde weinend. Tengenbach hatte ſie aufgeſucht. Er hatte Adolph ein ſehr ſchönes engliſches Etui zum Zeichen, Marien ein prächtiges Kreuz von Diamanten gegeben. Nimm dieß Kreuz zum Andenken eines Menſchen, hatte er ihr geſagt, der in ſeinem Leben viel gelitten hat! Möge Gott dich vor dem wirklichen bewahren! Und kommt es über dich, ſo lerne von deiner Mutter, wie du es als Chriſtinn und brave Frau tragen ſollſt! Dann hatte er beyde weinend und innig umarmt, ſich auf's Pferd geſchwungen und war den Schloßberg hinabgeſprengt.

So war er fort! Wir weinten alle drey noch lange zuſammen, und ich fühlte mich zuletzt ſo angegriffen, daß ich mich niederlegen mußte. Die Kinder ſaßen ſtill am Fenſter. Jedes betrachtete ſein Abſchiedsgeſchenk, das ihm keine Freude gewährte; denn ſie hatten Julius lieb gehabt, wie einen älteren Bruder.

Nun iſt es ſo einſam, ſo ſchauerlich um uns, und aller Schmerz um den entriſſenen

Vater und Gemahl erneuert ſich bitterer in dieſen friſchen Wunden. O meine liebe Clara! Werde ich nun bald genug verloren haben? Was bleibt mir denn noch auf der Welt außer meinen Kindern und Dir, die Du ohnedieß ſo gar weit von mir biſt? Gott beugt mich ſehr tief. Er weiß, wozu auch das nützt, und ich halte ſtill; aber ich fühle mich ſehr unglücklich. Freuden habe ich längſt nicht mehr gekannt; jetzt iſt auch meine ſtille Ruhe entwichen, und ich empfinde eigentlich nichts, als daß mir überall und in jeder Beziehung etwas fehlt.

Neunter Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Aus der Residenz den 26sten May 1813.

Sehr ärgerlicher Weise hat meine Mission mich gerade in den glänzenden Tagen des neu eröffneten Feldzugs hierher zu unthätiger Muße verdammt, und ich sitze in der großen Stadt unter diplomatischen Gesichtern, politischen Wetterpropheten und zankenden Weibern, indeß unser Heer die Erstlingsblüthen der Siegespalme pflückte, und Alles sich wieder in das gewohnte und nothwendige Geleise fand. Die Träume der Weltbefreyer, die auf ein vorübergehendes Unglück ihre sanguinischen Hoffnungen zu kühn bauten, sind nun in ihrer ganzen Nichtigkeit bloßgestellt. Nie und nimmer werden die Deutschen Fürsten dem angestammten Streben nach Vereinzelung, das sich geschichtlich in den Germanischen Stämmen nachweisen läßt, entsagen, um sich in Einen großen Bund gegen uns zu vereinigen. Diese Furcht, die sich auch Deiner

vor einiger Zeit zu bemächtigen anfing, kannſt Du nun aufgeben. Die Schläge bey Lützen und Bautzen haben die Träumer aufgeſchüttelt, und der Rauſch der Deutſchheit wird eben ſo ſpurlos verfliegen, wie er kopf- und zwecklos ſich erzeugte.

Dein letzter Brief hat ebenfalls etwas ärgerlich auf mich gewirkt. Laß Dich doch nicht von allzugroßer Zärtlichkeit gegen Deine ſchöne Freundinn verleiten, Dich dienſtfertig in die klatſchhaften Angelegenheiten dieſer Weiberſeelen zu mengen! Was geht es Bertha an, wie ich mit Roſalien ſtehe, und ob ich ihr eine Andere vorziehe, oder nicht? Daß doch die Weiber gar ſo gern ihre Hände in fremden Geſchäften haben, und wenn ſie nicht regieren können, doch wenigſtens ordnen und ſchlichten wollen!

Dir darf und will ich kein Geheimniß aus dem machen, was ich thue oder empfinde, obwohl es mir nicht wichtig genug ſchien, von ſo kleinlichen Angelegenheiten mit Dir zu reden.

Roſalie iſt verblüht, ſie kränkelt, ihr Geiſt, das friſche, rege Leben, das ſie in Italien und früher auch hier bewegte, iſt entwichen, und hat einer krankhaften Reizbarkeit Platz gemacht. Eine klagende Stimmung läßt ſie Alles in düſterem Lichte ſehen, über Allem ſchwer werden, und

daher auch Alles ſchwer nehmen. Ich kann nicht läugnen, daß ſie mich durch dieſes Betragen von ſich ſcheucht, und ſie irret ſehr, wenn ſie meint, daß Vorwürfe oder Mitleid mit ſelbſt erregten Schmerzen mich zurückbringen werden.

Ida iſt allerdings ein ganz anderes Weſen. Verſtand, Talent, friſcher Jugendreiz und eine klare, ſichere Beurtheilung der Welt machen ſie zur Antipodinn unſerer Dichterinn. Aber laß Dich von den Anſichten der Weiber nicht verleiten, hier auf etwas Tieferes zu ſchließen, als auf ein gleiches Wohlgefallen am Anziehenden, das mich früher bey Roſalien feſthielt! Auch Ida hat ihren Werth, wie ihn Roſalie hatte. Die zarte Roſe hat ihren Reiz, wie die glühende, ſtolze Nelke. Jene hat ein heißer Sommertag welken gemacht, dieſe prangt in dauerhafterer Blüthe. Am Ende ſind ſie alle Blumen, geſchaffen, uns zu ergötzen und zu verwelken.

Mache von dieſen Geſtändniſſen den Gebrauch, den Du willſt, und ſchreibe Deiner Freundinn, was Dich gut dünkt, wenn Du anders Dein Unterhändleramt fortſetzen willſt! Beſſer wäre es auf jeden Fall, Du ließeſt es. Mögen die Frauen klatſchen, überlegen, Plane machen und calculiren! Wir ſollen uns damit nicht befaſſen. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Reſidenz den 2ten Junius 1813.

Dein letzter Brief hat mir ſehr wehe gethan. Du wollteſt das nicht, liebe Bertha! Du wollteſt nur rathen, helfen. Ich verſtehe Deine Abſicht wohl, und danke ſie Dir; aber ich kann auch die leiſeſte Berührung meines Inneren jetzt nicht vertragen. Ich bin krank, Bertha! ſehr krank, obwohl ich nicht zu Bette bin, nicht einmahl zu Hauſe bleibe, und mich mit todtwunder Seele in unſeren Geſellſchaften herumſchleppe. Das iſt eben der eigentlich tödtliche Character des allergrößten Leides auf Erden, daß es keine Mittheilung verträgt, und daß es ſich nicht allein dem Auge der Menſchen, ſondern auch dem Auge der Freundſchaft verbergen muß!

Ja, ich gehe in die Welt. Dieſe boshaften, tückiſchen, dieſe pflicht- und treuvergeſſenen Seelen ſollen den Triumph nicht haben, als hätte es ihnen gelungen, mein Herz zu zerfleiſchen. Ich putze mich ſorgfältiger, als je, und Schminke und andere Toilettenvortheile verhüllen die Verheerungen des Grams an meiner Geſtalt. O, ich bin noch ſchön! Das ſagt mir nicht allein mein Spiegel, es ſagen mir's die Huldigungen ſo Vieler, deren Herzen ich beſitzen, beherrſchen könnte, wenn ich wollte, und die ich alle — alle hingäbe um Einen Tag aus der Vergangenheit!

Man hat es mannigfach verſucht, mich zu kränken. Ich verachte die Armſeligen; aber ich will ihnen zeigen, wer diejenige iſt, die ſie ſich mit ihrem kleinen Maßſtabe zu meſſen erkühnen. Ich will noch einmahl in die goldenen Fäden meines Saitenſpiels greifen, noch einmahl ſie von allen den nahmenloſen Gefühlen ertönen laſſen, die meine wunde Bruſt bewegen. Aushauchen will ich meinen Schmerz, ausſtrömen mein unendliches Leid, unter dunkeln Bildern will ich mein böſes Schickſal klagen, und kein Lied ſoll mir ſo gelungen haben, keines ſo geeignet ſeyn, jedes fühlende Herz zu ergreifen und in ſeinen innerſten Tiefen zu erſchüttern! O, daß ich un-

ter dieſen Klängen vergehen könnte, wie Herders ſterbender Schwan, als er die Leyer ſeines Gottes vernahm, und, von dieſen Tönen aufgeregt, es ſelbſt verſuchte zu ſingen, und in dem Singen verging!

O ſeliger, ſeliger Tod, ſo in Klängen zu ſterben! Ja, ich ſehne mich nach dir! Die Welt ekelt mich an, das Leben hat nichts, gar nichts für mich!

Leb wohl, meine Bertha! Schreibe mir bald wieder, aber nichts von guten Rathſchlägen, wie ich mich gegen Lothar, über den ich ja nicht zu klagen habe, oder gegen jene Übermüthigen, die mich verfolgen, benehmen ſoll! Das läßt ſich ſchwer aus der Ferne beurtheilen, und kaum in der Nähe gehörig thun. Darum nichts, nichts mehr von ſolchen Gegenſtänden!

Eilfter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Aus der Reſidenz den 3ten Junius 1818.

Obwohl Du mir, als ein ſehr bequemer Herr, auf zwey Schreiben noch immer nicht geantwortet haſt, will ich doch auch jetzt noch Gnade für Recht ergehen laſſen, und Dir wieder einen langen, ausführlichen Brief ſchreiben, damit Du in Deiner entfernten Garniſon vernehmeſt, wie es mir hier im Mittelpunct lebhaft wirkender Kräfte und beſtändiger Abwechslungen gehe.

Ob und wie lange Du noch in dieſer Unthätigkeit und Entfernung vom Schauplatz der großen Begebenheiten bleiben wirſt, iſt ungewiß. Ein geheimnißvolles Dunkel liegt auf dem Ganzen, und wichtige Unterhandlungen ſcheinen ſich dahin anzulaſſen, daß Alles friedlich gelöſet, die aufgeregten Streitkräfte wieder in Ruhe gethan, die Klügeren und Mächtigeren ſich auf Unkoſten der voreiligen Schwachheit bereichern, oder viel-

mehr ihre Neutralität ſich theuer bezahlen laſſen, und ſo die Dinge wieder in den vorigen Zuſtand zurückkehren werden.

Bis jetzt hat die Woge des Kriegs unſere Güter verſchont. Auch hier iſt nichts von ſeinen Verwüſtungen, aber wohl Manches von ſeinem regen Treiben und ſeinen glänzenden Begleitungen zu ſpüren. Viele angeſehene franzöſiſche und verbündete Offiziere und Diplomatiker ſind hier. Der Hof iſt auf ſeinem Luſtſchloß, um welches herum ſich das glänzendſte Leben verbreitet. Wer nur immer kann, nimmt daran Antheil. Daß ich es nicht verſäume, kannſt Du denken, und wahrlich, ich glaube, der, dem Geburt, Naturgaben und Reichthum Anſpruch auf dieſe Freuden und die Möglichkeit verſchaffen, ſie zu genießen, müßte entweder ſtumpfſinnig, oder ſehr ſchwach ſeyn, wenn er ſich von fremdem Eigenſinn daran hindern ließe.

Ich habe dieſerwegen einige widerwärtige Auftritte mit Lichtwerth gehabt, und es hat Mühe gekoſtet, meine gerechten Forderungen an Lebensgenuß und anſtändige Exiſtenz gegen die ängſtlichen Rückſichten ſeiner Geldliebe — um kein härteres Wort zu brauchen — durchzuſetzen. Es iſt doch erbärmlich, wenn ein Menſch ſich

durchaus auf keinen höheren Standpunct zu stellen, immer nur das Bedürfniß des Augenblicks mit beschränkter Ansicht zu bemessen im Stande ist, und jede Zukunft, jede Anstrengung, die ihren Lohn in einiger Entfernung mit sich bringt, als etwas Ungeheures betrachtet, das zu unternehmen Thorheit ist.

Indessen ich bleibe hier. Lichtwerth hat mir tausend Dukaten da gelassen, um bis zum Ausgang der großen Dinge, die sich wahrscheinlich bald entscheiden werden, hier mit Anstand zu leben. Er für seine Person ging nach Hause, um auf seinen Gütern nachzusehen, und ich kann das nicht bedauern, da es hier doch immer einige unangenehme Collisionen gegeben hat. Jetzt, nachdem der Schritt geschehen, und er nicht durch tägliche Reibungen aufgereizt ist, schreibt er mir recht zärtliche Briefe, und wir stehen auf excellentem Fusse.

Mein letztes Schreiben hat Dich schon von einigen verunglückten Versuchen der berühmten Frau, ihren vorigen Platz in der großen Welt zu behaupten, unterrichtet. Ich, und noch einige Damen, welchen ihre Anmaßungen längst unerträglich waren, thun, was wir können, um sie fühlen zu lassen, daß nicht mehr Alles so steht,

wie ehemahls, und die erklärte Maitreſſe des Oberſten Lothar die Achtung nicht mehr fordern kann, welche man der zwar zweydeutigen, aber doch ziemlich anſtändigen Frau des pohlniſchen Edelmanns zugeſtand, die ihren damahligen Liebeshandel mit dem Gemahl einer Andern wenigſtens unter dem gehörigen Schleyer des Geheimniſſes trieb. Zu Hauſe mag ein Jeder thun, was ihm beliebt; die äußeren Formen aber fordern Achtung, und wehe dem geſelligen Leben, wenn dieſe einmahl ungeſcheut und überall verletzt werden dürften!

Mir iſt ſie entſchieden feind. Das begreift ſich leicht. Ich ſtehe zu blendend vor ihr, und zu den kleinen Talenten, womit ich den aufgedunſenen Ruhm ihrer Schriftſtellerey aufwiege, geſellt ſich bey mir ein heiterer Sinn und eine klare Lebensanſicht, die ihrem verworrenen Gemüthe ewig gefehlt hat, und deren Mangel jetzt aus mehr als Einer Urſache bey ihr noch fühlbarer wird. Sie eifert mit mir. Das ſchreibt ſich ſchon aus Italien her. Lothar hat mich in Florenz und Mailand auffallend ausgezeichnet, in ** gau aber, wo uns der vergangene Sommer auf einige Zeit unter recht angenehmen Beziehungen vereinigte, wurden ſeine Beſtre-

bungen um mich um ſo merklicher, jemehr mein Stolz, und Roſaliens Klagen und Vorwürfe zunahmen. Auf mein Herz wird dieſer Mann nie einen Eindruck machen, und ich werde um ſeinetwillen nie auch nur den Schatten des Anſtandes verletzen, oder vergeſſen, was ich mir ſchuldig bin. Aber eben dieſe Zurückhaltung ſcheint ihn noch mehr aufzureizen, und die ſchwere Eroberung für den allgemeinen Sieger unſeres Geſchlechts noch mehr Werth zu haben. Indeſſen beluſtigt mich das Spiel. Lothar iſt eine der bedeutendſten, und vielleicht jetzt die bedeutendſte Figur am hieſigen Hofe. Seine diplomatiſche Miſſion richtet die Augen des Fürſten und aller Miniſter auf ihn, und, was man vor zwey Jahren aus geheimer Furcht für ihn that, geſchieht jetzt öffentlich mit Pomp. Er erſcheint überall an der Seite des Fürſten, man gibt ihm zu Ehren Feſte, er iſt der Mann des Tages, und dieſer Mann, den ſchon dieſer Umſtand allein merkwürdig machen würde, der aber mit ſeiner politiſchen Wichtigkeit ſo viel Geiſt, und ſo viel Originalität vereinigt, daß er auch dadurch allein gelten könnte, bewirbt ſich vor dem ganzen Hofe um meine Gunſt, und ich bin es, der alle Huldigungen, welche er überall einnimmt, als

ein köſtliches, aber darum doch vergebliches, Opfer zu Füſſen gelegt werden.

Wie das auf ſeine verlaſſene Schöne wirkt, kannſt Du denken. Sie härmt und quält ſich ab, und biethet jeden Überreſt ihrer veralteten Reize auf, den Entronnenen wieder in ihre Netze zurückzuziehen. Das iſt wohl eine vergebliche Mühe, und ſo wenig ich im Grunde ihrem Herzen dieſen Beſitz ſtreitig zu machen wünſche, ſo finde ich es doch recht, und des Beyſpiels wegen gut, daß ein ſo geſetzloſer Wille, der jederzeit nur von ſeinen Launen und Leidenſchaften Befehl annahm, gezüchtigt werde.

Wie lange das noch dauern wird, weiß ich nicht, denn ich weiß nicht, wie lange Lothar und alle die Fremden, die zum Theil ſein Hierſeyn vereinigt, noch da bleiben werden. Aber ich denke auch nicht daran. Ich genieße den Glanz, die Freuden, die Auszeichnungen, welche der Augenblick mir darbiethet, und die Geſetze des Wohlſtandes zu genießen erlauben; ich verliere meine Ehre, und was weibliche Würde von mir verlangt, nicht aus den Augen, und werde, auch wenn der reißende Zeitſtrom mir alles das wieder entführt, in der Einſamkeit meines Schloſſes nicht unglücklich ſeyn. Leb wohl!

Zwölfter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Reſidenz den 4ten Junius 1813.

Seit acht Tagen haſt Du mich nicht beſucht, und auf zwey Briefe habe ich keine Antwort. Ich bin krank, kein Schlaf erquickt mich, und die Natur in ihrer Frühlingspracht iſt ein weites Grab für mich. An Deine Liebe mache ich wohl längſt keine Anſprüche mehr, aber auf Deine Freundſchaft und Theilnahme habe ich ein heiliges Recht. Bedenke, Lothar, was Du mir warſt, und was ich um Deinetwillen gelitten! Rufe Dir die Zeit in Florenz zurück, als ich an Deinem Lager wachte, und jeden Hauch Deiner gepreßten Bruſt, jeden Blick Deiner halbgebrochenen Augen mit der Ängſtlichkeit verzweifelnder Liebe beobachtete! Denke an die Himmelsſtunden, in welchen wir Dein Wiedererwachen zum Leben an den blühen-

den Ufern des Arno feyerten! Laß die wesenloſen Schatten jener Gefühle, mit welchen Du damahls mich an Deine Bruſt drückteſt, aus ihren vergeſſenen Gräbern hervorgehen! Laß ſie ſich um Dich reihen, und Dich für mich nur um Eine, Eine Stunde der Zuſammenkunft bitten! Ich habe ſehr nothwendig mit Dir, und zwar über Etwas zu ſprechen, was ich einem Briefe nicht anvertrauen kann. Sonſt würde ich Dir — bey aller billigen Rückſicht, die die einſt geliebte Freundinn jetzt noch fordern könnte — auch dieſe kleine Mühe nicht machen.

Dreyzehnter Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 4ten Junius 1813.

Es ist eben so befremdend als unangenehm, liebe Sally, sich ewig mißverstanden, in diesem Mißverständniß angeklagt, und mit Vorwürfen bestürmt zu sehen, die man auf keine Art verdient. Ich werde heute Abends um sechs Uhr bey Dir seyn, und es wird mich freuen, Dir durch das Vergnügen, womit ich Deine Aufträge übernehme, zu zeigen, daß ich nicht aufgehört habe, Dein Freund zu seyn. Übrigens, meine schöne Freundinn, will auch ich Dir jene unzähligen Gespräche zurückrufen, die wir zusammen hielten, und deren Zweck kein anderer war, als Dich, wo möglich, auf den richtigen Gesichtspunct zu stellen, von welchem aus jeder Mensch, dem seine Ruhe und sein Glück lieb ist, die Welt,

die Menſchen und ſich ſelbſt betrachten muß. Es iſt eben ſo ſehr Täuſchung, jene Bilder, die uns eine unnatürlich aufgereizte Phantaſie vorſpiegelt, für echte Auffaſſungen, für wirkliche Gegenſtände außer uns zu halten, als es zweckwidrig iſt, unſere Freunde, die uns lieben ſollen, und deren wir bedürfen, nach dieſen Träumen zu beurtheilen, und zu — quälen. Das, ſchöne Sally, vergiß nie, und zähle zuverſichtlich, wenn Du meiner bedarfſt, auf Deinen alten Freund!

Vierzehnter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Reſidenz den 5ten Junius 1813.

Ich habe Ihnen neulich geſchrieben, daß Lichtwerth es für nöthig fand, auf ſeine Güter zu reiſen, und ich, weil mir dieſe Reiſe ganz zwecklos, und eine bloße Folge ſeiner Liebe zu Einſchränkungen ſchien, hier blieb. Ich kann dieſen Entſchluß nicht bereuen. Was ſollte ich wohl unter den Unruhen und Verwirrungen bald vor- bald rückwärts ſich bewegender Heere, unter dem Geſchrey von Vaterlandsliebe, Freyheit u. ſ. w. und unter dem Getümmel aller der Anſtalten für Verwundete, Kranke, Ausziehende, Heimkehrende, die dort von der Dame bis zur Waſchfrau herunter alle Köpfe mit eitlem Dunſt, und alle Hände mit unnützen Arbeiten füllen? Aber Eine unangenehme Folge meines Schrittes hatte ich doch nicht vorgeſehen, und an ihre Möglichkeit, um aufrichtig zu reden, nicht gedacht. Es iſt dieſe, daß ich dem Schein nach weniger beſchützt

und den Angriffen unternehmender Kühnheit mehr ausgeſetzt bin. Wie ſeltſam iſt doch das Urtheil der Welt! Welcher Mann, und ſey er noch ſo klug, ſo ſelbſtſtändig und achtungswerth, wird ſeine Frau vor falſchen Schritten bewahren können, wenn es ihr eigenes Bewußtſeyn nicht thut? Und nun vollends Lichtwerth!

Dennoch iſt es ſo, und ich empfand es mit einem ſehr unangenehmen Gefühle gleich in den erſten Tagen nach Lichtwerths Abreiſe, der nun freylich durch die Art, wie er von meinem Hierbleiben und ſeiner Einſamkeit auf dem Lande ſprach, unverſtändiger Weiſe die Welt auf einen Zwieſpalt in unſeren Anſichten aufmerkſam machte, der ihr durch meine Klugheit und mein Betragen ewig hätte verborgen bleiben können. Vor andern glaubte der Oberſte Lothar, dem ich und mein Mann von Italien her mannigfach verbunden ſind, der es aber bisher nicht gewagt hatte, den Vorzug, den er mir vor allen Frauen gab, anders, als durch ein höchſt ehrerbiethiges Betragen zu beweiſen, ſich berechtigt, mir ſeine Huldigungen bemerklicher zu machen, und ſich ſo zu benehmen, als läge etwas in meiner Handlungsweiſe, das uns einander näher brächte.

Sobald ich dieß merkte — und Sie wiſſen,

mein Stolz, war immer wachsam — ließ ich ihn fühlen, daß er mich nicht mit dem großen Haufen der Weiber vermengen, und vor Allem nicht nach seiner berühmten Freundinn beurtheilen dürfe. Er empfand alsogleich, was ich in mein Betragen gelegt hatte, und war klug genug, sich in die gehörigen Schranken zurückzuziehen; aber ich kenne ihn zu gut, um nicht zu fürchten, daß er zu seiner Zeit und an seinem Ort wieder versuchen wird, was jetzt nicht gelang, und ich muß daher sehr auf meiner Huth seyn.

Übrigens geht es mir hier trefflich, und ich führe ein höchst angenehmes Leben. Wie lange es dauern wird, weiß ich nicht; denn wenn es Lichtwerth einfallen sollte, mich ernstlich zurück zu berufen, würde ich doch gehen, weil ich glaube, ich wäre dieß mir selbst und meiner Würde schuldig. Doch hoffe ich das Beste von meinem Einfluß auf Wilhelms Gemüth, und von der Einsicht, die sich ihm zu Hause aufdringen muß, daß jetzt einmahl dort unter kranken Feinden und Freunden, und unter dem Gewirre sich rüstender Heere kein schicklicher Platz für seine junge und ausgezeichnete Frau sey.

Fünfzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

** den 15ten Junius 1813.

Woher Dir eigentlich mein Brief kommt, kann Dir gleichgültig ſeyn. Du kennſt die Züge meiner Hand, und weißt, daß es Dein Freund iſt, der Dir ſchreibt. Die Hälfte meines Vorhabens iſt ausgeführt. Ich habe es vermocht, mich von Leonoren zu trennen, und hinter den Felſengipfeln, die ich hier von meinem Fenſter aus ſehe, liegt das feſte Schloß L' Avanche, das ihren Mann gefangen hält. Er iſt nicht nach Grenoble, wie man Dir in Mailand, vielleicht, um Dich von der Spur abzubringen, geſagt hat, ſondern hierher gebracht worden. Aber hier endet die unmittelbare Macht ſeines Verfolgers, und ich kann hoffen, auch die zweyte Hälfte meines Plans gelingen zu ſehen.

Leonore ahnet nichts davon. Sie durfte es nicht wiſſen. Ihrer Meinung nach bin ich auf meinen Gütern bey Dir, und dann in Mailand, um meine Geſchäfte zu ſchlichten und mich gelegentlich nach ihres Mannes Aufenthalt zu erkundigen. O mein Bruder! Welche Stunde war dieſe letzte, die ich bey ihr zubrachte! Sie weiß nun Alles, meine Empfindungen für ſie, meinen Schmerz, meine Entſagung, nur meinen Vorſatz nicht, und dieſen ſoll ſie auch nie erfahren, wenn er nicht gelingt. Gehe ich darüber zu Grunde, ohne ihn auszuführen, ſo bleibt ohnedieß Alles ſtill und ſtumm, wie das Grab, das den kühnen Abenteurer bedeckt. Wird Fahrnau frey mit mir, ohne mich, ſo wird er, der Glückliche! ihrem liebenden Herzen der willkommenſte Bothe ſeyn. Er melde ihr, was geſchehen, er fliege dann in ihre Arme, ſie wird ſelig durch ſeinen Beſitz, und der Endzweck meines Daſeyns iſt erfüllt; denn ich habe einen Vater und Gemahl ſeiner trauernden Familie zurückgegeben, und dem edelſten Herzen auf Erden den liebſten Wunſch erfüllt.

Einen Troſt habe ich mit mir genommen. Sie iſt mir gut, und vielleicht mehr als das. Aber ich hüthe mich, den Himmelsglanz, den

dieſe Vermuthung in ſich trägt, mit vorwitzigem Blick zu enthüllen. Er würde mich blenden, entzücken, ohne mich wahrhaft zu erfreuen. Soll ich triumphiren, wenn auch in ihrer Bruſt eine Flamme brennt, eben ſo hoffnungslos und eben ſo marternd, wie in meiner? Nein! Ich verſchließe mein Auge dieſem zu ſchönen Schimmer, mein Ohr dem ſchmeichelnden Flüſtern einer zu ſüßen Stimme. Nein! Sie ſoll, ſie wird mir nichts anderes ſeyn, als was ſie ausſprach: meine Schweſter!

Und doch! Wenn ich mir alle Laute, alle Blicke, alle Bewegungen jenes letzten Abſchieds zurückrufe! O mein Gott! Soll ich denn, ſo verarmt an Lebensglück, ſo bereit, auch ſeinem Reſt ſammt dem Leben ſelbſt zu entſagen, ſo willig, die ſtolzeſte Hoffnung auf dem Altar fremden Glückes zu opfern — ſoll ich auch nicht zuweilen mich an dem Gedanken weiden dürfen: Sie war Dir mehr als gut, ſie liebte Dich mit einer lebhafterern, als Geſchwiſterliebe?

Ja! Ich will es denken, und ihr alle meine Kräfte, mein Leben weihen. Dieſe Liebe, rein, wie die der ſeligen Geiſter, kann nur zu Gutem begeiſtern, und ich überlaſſe mich furchtlos ihrem Zuge.

Ich habe meine Erkundigungen eingezogen. Das Schloß ist nicht gar zu streng bewacht. Man hält nebst Fahrnau noch ein Paar andere Staatsgefangene dort, bis die Gemächer in Grenoble zu ihrem Empfang bereit sind. Immer muß aber, was geschehen soll, bald gethan werden, denn auf der Festung möchte es mehr Mühe kosten, ja vielleicht unmöglich seyn, was man hier noch zu bewirken hoffen kann. Von außen sehen die Felsen steil genug aus, und das Schloß sitzt wie ein Adlernest darauf. Doch dem ernsten Willen ist nichts unmöglich, und das Wichtigste von Allem ist, mir bey dem Gefangenen selbst Glauben und Zutrauen zu verschaffen. Das ist jetzt mein eifrigstes Sinnen. Schon sind einige Schritte gemacht, und binnen drey Tagen muß Alles entschieden seyn. Auf jeden Fall hat mein Reitknecht die nöthigen Weisungen. Er bringt Dir bey schlimmem Ausgang meine Brieftasche, und mein letztes Schicksal. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 25sten Junius 1813.

Ich habe mein stilles, ach! jetzt so einsames Rosenstein verlassen. Es war der Rath und Wunsch meines geschiedenen Freundes, und ich weiß sein heiliges Andenken durch nichts besser zu ehren, als durch die Befolgung seiner Ansichten, die ja immer, seit er sich meines trüben Schicksals annahm, mir gut und tröstlich waren.

Acht Tage nach seiner Abreise von Waldemuth erhielt ich durch seinen Oheim einen Brief von ihm. Er war kurz, gefaßt, ja, er sollte ruhig seyn; aber mein Herz verstand doch die Laute seines Schmerzens, die mitten durch diese gelassenen Accorde durchklangen. Er hatte auf dem Wege nach seinen Gütern theils die verläß-

liche Nachricht von der Annäherung des feindlichen Heeres gegen unſere friedlichen Berge erhalten, theils die Vorbothen desſelben ſelbſt getroffen. Unter dieſen Umſtänden, wo die Woge des Kriegs ſich mit irgend einer plötzlichen Wendung leicht bis in meine Gegend verbreiten konnte, hielt er es nicht für rathſam, daß ich allein, eine ſchutzloſe Frau, mich allen den unabzuſehenden Verlegenheiten und Unſchicklichkeiten bloßſtelle, die unvermeidlich ſeyn würden, wenn die feindlichen Schaaren bis hierher kämen. Er bath mich, dieſe Sorge für uns von ſeinem Herzen zu nehmen, und uns mit dem, was wir zu retten für gut fänden, in die Reſidenz zu begeben.

Ich ſah die Richtigkeit ſeiner Gründe wohl ein, und dankte dem treuen Freund, der auch aus der Abweſenheit ſeine liebende Sorgfalt über uns erſtreckt. Und hätte ich ſie auch nicht eingeſehen, ich würde doch gethan haben, was Julius wünſchte, denn ich vertraue ſeiner höheren Einſicht, und möchte gern durch meine Folgſamkeit ſein beſorgtes Herz erleichtern. Aber es that mir weh, mich auch noch von dem geliebten Aufenthalt zu trennen, nachdem ich in kurzer Zeit von ſo viel Theurem getrennt worden war.

Dort war ich einſt ſo glücklich geweſen! Dort waren meine Freuden und meine Schmerzen einheimiſch, und ich verſank ſo gern in wehmüthige Träume an den Stellen, wo Ludwig, wo ſpäter Julius gewandelt, wo mein Herz von ſo mancherley verſchiedenen Gefühlen bewegt worden war! Das waren Heiligthümer meines Glückes oder Kummers, und alle mir ſo lieb!

Doch habe ich ſie verlaſſen. Man gewohnt endlich Alles, auch das Härteſte, und ich glaube, ich könnte jetzt ohne ſehr großen Schmerz allem meinem Beſitzthum, Allem, was mir werth iſt, und was mich einſt ergötzte, ſelbſt meiner Staffeley entſagen; denn das Gemüth ſtumpft ſich ab, und die Fähigkeit des Leidens nimmt mit der Übung darin zu. Nun habe ich nur Eine Stelle noch, wo ich ſchmerzlich zu verwunden wäre, und dieſe — O mein Gott! mein Gott! Du wirſt mir doch meine Kinder laſſen!

Vergib dieſe Abſchweifung, liebe Schweſter, auf welche meine Wehmuth mich führt! Ich komme mir vor, wie ein trauernder Wanderer, der in trüben Gedanken durch den Wald ſchweift, und den die dunkelſten Schatten, die einſamſten Thäler, die wildeſten Klüfte am liebſten locken, und von ſeinem Pfade abziehen.

Gleich mein erſter Empfang in der Stadt hatte etwas Peinliches für mich. Fräulein Ringſtern, die Hofdame unſerer Fürſtinn, ein liebenswürdiges Mädchen, mit dem ich mich immer in ſchriftlichem Verkehr erhielt, hatte meinen Auftrag übernommen, mir eine Wohnung zu verſchaffen. Aber die gleiche Verlegenheit hatte gar manche Familie vom Lande und der Umgegend herein in die Stadt geführt. Zudem iſt viele franzöſiſche Generalität hier, die Quartiere ſind ſelten, und die Ringſtern fand kein anderes, als in dem Hauſe, wo eben jene Perſon wohnt, der ich am unliebſten in der Welt begegne. Sie konnte das wohl aus den Geſchichten der früheren Zeit wiſſen, und wußte es auch, denn ſie machte, ohne dieſen Grund zu berühren, ſehr viele Entſchuldigungen über die Wahl. Indeſſen mußte der Vortheil einer anſtändigen und nicht zu theuren Wohnung in dieſer dringenden Zeit jede andere Rückſicht überwiegen, und ich mich zufrieden geben. Ich bezog mein Quartier, und richtete mich ein.

Stelle Dir mein Erſtaunen und mein widriges Gefühl vor, als ich gleich in den erſten Tagen dieſe Perſon, ganz verblüht, merklich gealtert, und mit allen Spuren einer völlig verfal-

lenen Geſundheit unter dem Thorweg begegnete, wo ſie, von einem ihrer Bedienten unterſtützt, langſam zu ihrem Wagen ging! O wie viel Grund ich auch habe, ihr gram zu ſeyn, dieſer Anblick entwaffnete meinen Unwillen, und unfreywillig erwiederte ich ihren achtungsvollen Gruß mit Freundlichkeit. Sie ſchien das zu fühlen. Ihre bleiche Wange überzog ein ſanftes Roth, ſie blieb ſtehen, und ich ſah, daß ſie gern mit mir geſprochen hätte. Ich trat auf ſie zu, und begrüßte ſie mit Worten. Das belebte ihr trübes Auge, und mit leiſer Stimme, aber mit jener Lebhaftigkeit, die ſie immer bezeichnete, erzählte ſie mir, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit, faſt ſeit wir uns nicht mehr geſehen, ſehr kränklich ſey, daß alle ihre ehemahligen Leiden wiedergekehrt wären, und die Ärzte nicht viel Hoffnung für ihr Leben hätten. Der Ton, in dem ſie dieß ſagte, war nicht klagend, aber auch nicht ergeben; er war trotzig, möchte ich ſagen. Mich ergriff ein unheimliches Gefühl, und unter dem Vorwand, ſie nicht lange in der Zugluft des Thorwegs aufzuhalten, ſchied ich freundlich von ihr.

Seitdem habe ich Manches gehört, was mir dieſe Erſcheinung erklärte. Lothar hat ſie, die

ihm Alles, ſelbſt ihren Ruf, aufgeopfert hat, kaltblütig verlaſſen. Und um wen? Um die ſchöne, ſtolze Gräfinn Lichtwerth. Dieſes neue Verhältniß ſoll ſchon in Italien angefangen haben, und von daher auch Roſaliens Gram und ihre Krankheit datiren. Wir ſollen, wir dürfen nicht richten, und von mir wäre es hier vollends frevelhaft, da ich der beleidigte Theil bin; aber einer ernſten Vergleichung mit dem, was Roſalie mir gethan, und ihr nun durch Andere geſchieht, konnte ich mich doch im erſten Augenblicke nicht erwehren.

Im Gefühl des Mitleids mit der Unglücklichen, und in der Hoffnung, daß vielleicht mein Umgang ihr einigen Troſt verſchaffen könnte, ward gleich darauf der Gedanke in mir lebendig, jede Abneigung zu überwinden, alles Vorgefallene zu vergeſſen, und zu ihr zu gehen. Die Ringſtern, welche aus einigen Worten meine Abſicht ahnen mochte, machte mich hierauf näher mit allen Umſtänden bekannt. Die unglückliche Leidenſchaft für dieſen Lothar, der ſich ihres Zutrauens, ja, jeder ihrer Fähigkeiten ſo ganz zu bemeiſtern wußte, daß ſie wie ein willenloſes Kind ſeinen Winken folgte, hat ſie über jede Rückſicht verblendet, die ſie ſich ſelbſt

ſchuldig war. Sie hat ſich — das waren die eigenen Ausdrücke der Ringſtern, die keiner Verleumdung wie keiner Leichtgläubigkeit fähig iſt — ſie hat ſich zu ſeiner Maitreſſe erniedrigt. Ihr Ruf iſt zerſtört. Es ſind ihr bereits in einigen Geſellſchaften Unarten angethan worden, indem böſe, oder hochmüthige Weiber ihren Stolz darein ſetzten, die einſt ſo glänzende Frau, von der ſie ſo oft verdunkelt worden waren, nun die Überlegenheit ihres unbefleckten Rufes fühlen zu laſſen. Kurz, die Ringſtern überzeugte mich, daß mein Vorhaben nicht ausführbar, und mit dieſer Sarewsky kein freundſchaftlicher Umgang anzuknüpfen ſey, wenn man nicht die Meinung der Welt über ſie theilen wollte.

Ich vermeide es alſo, in irgend eine Berührung mit ihr zu kommen, denn von mir müßte jede Zurückweiſung, ja jedes Ablehnen einer freundſchaftlichen Annäherung ihr doppelt ſchmerzlich ſeyn; aber ich beklage ſie von Herzen.

Wie kann ich es auch jetzt noch wagen, ſie zu verdammen? Wie könnte ich jetzt, jetzt noch über Fahrnau's Schuld gegen mich ſtreng abſprechen? O wie ſchwach iſt das menſchliche Herz, und wie lauert der Feind in ſeinen verborgenſten Tiefen, um uns in unbewachten Augenblicken

zu überfallen und zu beſiegen! Wie unmerklich und unwiderſtehlich iſt die Macht der Gewohnheit, des öfteren Zuſammenſeyns! Und endlich, welche zauberhafte Gewalt übt das Bewußtſeyn, geliebt zu werden, über unſer ganzes Empfindungsvermögen aus, und raubt uns zuerſt die Unbefangenheit, und endlich die Sicherheit des Benehmens! Ich greife, durch die Erfahrung in der letzten Zeit belehrt, in meine eigene Bruſt, und Ludwig ſteht freygeſprochen vor mir, verklärt durch die Leiden, die er erduldet hat und noch erdulden muß, und achtungswerth durch die Kämpfe, die er lange gegen das offene Andringen eines verführeriſchen, nur zu lockenden Zaubers kämpfte.

Ja, liebe Schweſter! Auch ich habe mich anzuklagen. Laß es mich Dir bekennen, und meine Schwäche und mein Erröthen an Deiner ſchweſterlichen Bruſt bergen! Julius iſt mir mehr geworden, als er ſollte. Ich vermochte in der letzten Zeit nicht mehr, ihn ganz mit der Ruhe zu betrachten, die mir als der Gemahlinn eines Andern ziemte; ich nannte ihn Bruder, und hinter dieſem ſcheinbar kälteren Nahmen verbarg ſich ein Gefühl, deſſen Stärke und Wärme ich erſt in der Stunde des Abſchieds und an den

bitteren Schmerzen der Entfernung erkannte. Ja, ich ſtand auf dem Puncte, meiner Liebe für Ludwig untreu zu werden, und einem Andern ein Gefühl zu weihen, das nur Jenem gehört. Was mich vor tieferer Verirrung, vor größerer Gefahr bewahrte, war nicht meine Kraft, nicht mein Kampf. Ach, ich that nicht einmahl ſo viel, als Ludwig! Es waren die Stärke und die Tugend meines Freundes, die ihm die Macht gaben, ſich von mir loszureißen, und mir durch dieſen unendlichen Schmerz die volle Einſicht meiner Schwäche zu geben.

Und ich ſollte Ludwig noch ferner anklagen, und Roſalien richten?

Nein! Fern bleibe dieß vermeſſene Beginnen! Wer wahr genug iſt, ſeine eigene Schwäche zu erkennen, und muthig genug, ſie ſich ſelbſt zu geſtehen, der wagt es nicht, über Andere abzuſprechen, er findet in den tiefverborgenen Krümmen der eigenen Bruſt die Rechtfertigung des fremden Vergehens, und lernt Demuth aus dem Gefühl eigener Schwäche.

In dieſer niederbeugenden Erkenntniß, und zugleich in dem heiligen Entſchluß, mein zu zärtliches Gefühl für den edelſten Sterblichen zu bekämpfen, in dem Vorſatz, dieſe Neigung, und

jede Hoffnung, den theuern Freund je wiederzuſehen, willig und ohne Reue auf den Altar der Pflicht zu opfern, und ihm auf ewig zu entſagen, in dieſem Drang von Gefühlen und Vorſätzen wage ich es, meine Hände bittend zu Gott zu erheben, und ſeine Güte, ſeine grenzenloſe Vatermilde um die Freyheit, um die Zurückgabe meines Gatten zu flehen!

Siebenzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeinen Bruder.

* * den 30ſten Junius 1813.

Ich bin frey! Ich athme die Luft des Himmels, die Natur liegt weit und groß um mich her, ich bin dem thätigen Leben, ich bin der Theilnahme an dem großen Werke, das ſich jetzt bereitet, ich bin meinen Kindern wiedergegeben!

Alles das verdanke ich der Entſchloſſenheit, der Großmuth eines Mannes, den ich, dieß abgerechnet, für meinen Feind erkennen muß, und es hat ein ſo großes Geſchenk ſeyn müſſen, um es ihm, wie edel er ſich auch dabey benommen, nicht mit gekränkter Seele zurückzugeben und meine Feſſeln auf's Neue zu übernehmen.

Du wirſt nie errathen, wer mich mit Gefahr ſeiner eigenen Freyheit, ſeines Lebens befreyt hat. Es iſt der Mann, der mir vor zwölf

Jahren in der feindlichſten Beziehung erſchien, und der jetzt wieder, halb ſegnend, halb verheerend, in das Geſchick meines Hauſes und meines Herzens gegriffen hat — Julius von Tengenbach!

Alles, was ich ſeit anderthalb Jahren gelitten, gefürchtet, gehofft, verzweifelt, liegt in vielen Blättern, der einzigen Erhohlung einer düſtern Einſamkeit, für Dich geſammelt, und wartet einer günſtigen Gelegenheit, die Dir den ziemlich anſehnlichen Pack überliefern ſoll. O wie gern hätte ich oft nur Eine Zeile, nur Einen Laut meines Daſeyns an Dich gelangen laſſen! Was hätte ich nicht dafür gegeben, von Leonoren, von Dir, von meinen Kindern unmittelbar Kunde zu haben! Wie die Wellen des Meeres an dem unverrückbaren Fels, ſo ſchlugen meine Wünſche, Bitten und Verſprechungen an die unerbittliche Macht, die mich in der Blüthe der Jugend und der Kraft heimtückiſch und geſetzlos meiner Freyheit und Alles deſſen, was dem Leben Werth gibt, beraubte, und in ſchrecklicher Abgeſchiedenheit und Unthätigkeit durch lange anderthalb Jahre hielt.

Wie es eigentlich kam, daß ich in * ach verhaftet wurde, faſſe ich noch nicht, oder, beſſer zu ſagen, ich faſſe es nicht mehr. Ich war bereits

bey meiner Abreiſe aus der Reſidenz von einem Fieber ergriffen, das mir die klare Beſinnung, ja die Herrſchaft über mich ſelbſt entwand. Den ganzen Gang des Streites zwiſchen mir und jenem Unwürdigen wäre ich jetzt wohl nicht mehr im Stande zu wiederhohlen. Ich war von Zorn gegen ihn, und von Unmuth gegen eine Regierung entflammt, deren kränkende Eingriffe in die edelſten Rechte der Nationen, wie der Einzelnen, mir in jenen Gegenden erſt ganz klar geworden waren. So viel aber weiß ich beſtimmt, daß mein Betragen gegen Lothar in den Schranken blieb, die wohl eine Genugthuung für verletzte Privatehre, nie aber die Ahndung oder Einmiſchung einer öffentlichen Verwaltung zulaſſen. Nur als man von Verhaftung für ein Vergehen ſprach, das ich, und kein ehrliebender Mann für eines halten würde, da loderte der verhaltene Grimm auf, und ich habe vielleicht mir härtere Ausdrücke erlaubt. Doch weiß ich wohl, daß in jedem andern Lande, wo man mich nicht ſtrafbar finden, und daher ſtrafbar machen wollte, auch dieſe höchſtens mit einer Ermahnung gerügt worden wären. Hier war es darauf abgeſehen, mich zu verderben. Darum bothen die Civilbehörden meinem Feinde

ihm Alles, ſelbſt ihren Ruf, aufgeopfert hat, kaltblütig verlaſſen. Und um wen? Um die ſchöne, ſtolze Gräfinn Lichtwerth. Dieſes neue Verhältniß ſoll ſchon in Italien angefangen haben, und von daher auch Roſaliens Gram und ihre Krankheit datiren. Wir ſollen, wir dürfen nicht richten, und von mir wäre es hier vollends frevelhaft, da ich der beleidigte Theil bin; aber einer ernſten Vergleichung mit dem, was Roſalie mir gethan, und ihr nun durch Andere geſchieht, konnte ich mich doch im erſten Augenblicke nicht erwehren.

Im Gefühl des Mitleids mit der Unglücklichen, und in der Hoffnung, daß vielleicht mein Umgang ihr einigen Troſt verſchaffen könnte, ward gleich darauf der Gedanke in mir lebendig, jede Abneigung zu überwinden, alles Vorgefallene zu vergeſſen, und zu ihr zu gehen. Die Ringſtern, welche aus einigen Worten meine Abſicht ahnen mochte, machte mich hierauf näher mit allen Umſtänden bekannt. Die unglückliche Leidenſchaft für dieſen Lothar, der ſich ihres Zutrauens, ja, jeder ihrer Fähigkeiten ſo ganz zu bemeiſtern wußte, daß ſie wie ein willenloſes Kind ſeinen Winken folgte, hat ſie über jede Rückſicht verblendet, die ſie ſich ſelbſt

ſchuldig war. Sie hat ſich — das waren die eigenen Ausdrücke der Ringſtern, die keiner Verleumdung wie keiner Leichtgläubigkeit fähig iſt — ſie hat ſich zu ſeiner Maitreſſe erniedrigt. Ihr Ruf iſt zerſtört. Es ſind ihr bereits in einigen Geſellſchaften Unarten angethan worden, indem böſe, oder hochmüthige Weiber ihren Stolz darein ſetzten, die einſt ſo glänzende Frau, von der ſie ſo oft verdunkelt worden waren, nun die Überlegenheit ihres unbefleckten Rufes fühlen zu laſſen. Kurz, die Ringſtern überzeugte mich, daß mein Vorhaben nicht ausführbar, und mit dieſer Satewsky kein freundſchaftlicher Umgang anzuknüpfen ſey, wenn man nicht die Meinung der Welt über ſie theilen wollte.

Ich vermeide es alſo, in irgend eine Berührung mit ihr zu kommen, denn von mir müßte jede Zurückweiſung, ja jedes Ablehnen einer freundſchaftlichen Annäherung ihr doppelt ſchmerzlich ſeyn; aber ich beklage ſie von Herzen.

Wie kann ich es auch jetzt noch wagen, ſie zu verdammen? Wie könnte ich jetzt, jetzt noch über Fahrnau's Schuld gegen mich ſtreng abſprechen? O wie ſchwach iſt das menſchliche Herz, und wie lauert der Feind in ſeinen verborgenſten Tiefen, um uns in unbewachten Augenblicken

zu überfallen und zu beſiegen! Wie unmerklich und unwiderſtehlich iſt die Macht der Gewohnheit, des öfteren Zuſammenſeyns! Und endlich, welche zauberhafte Gewalt übt das Bewußtſeyn, geliebt zu werden, über unſer ganzes Empfindungsvermögen aus, und raubt uns zuerſt die Unbefangenheit, und endlich die Sicherheit des Benehmens! Ich greife, durch die Erfahrung in der letzten Zeit belehrt, in meine eigene Bruſt, und Ludwig ſteht freygeſprochen vor mir, verklärt durch die Leiden, die er erduldet hat und noch erdulden muß, und achtungswerth durch die Kämpfe, die er lange gegen das offene Andringen eines verführeriſchen, nur zu lockenden Zaubers kämpfte.

Ja, liebe Schweſter! Auch ich habe mich anzuklagen. Laß es mich Dir bekennen, und meine Schwäche und mein Erröthen an Deiner ſchweſterlichen Bruſt bergen! Julius iſt mir mehr geworden, als er ſollte. Ich vermochte in der letzten Zeit nicht mehr, ihn ganz mit der Ruhe zu betrachten, die mir als der Gemahlinn eines Andern ziemte; ich nannte ihn Bruder, und hinter dieſem ſcheinbar kälteren Nahmen verbarg ſich ein Gefühl, deſſen Stärke und Wärme ich erſt in der Stunde des Abſchieds und an den

bitteren Schmerzen der Entfernung erkannte. Ja, ich ſtand auf dem Puncte, meiner Liebe für Ludwig untreu zu werden, und einem Andern ein Gefühl zu weihen, das nur Jenem gehört. Was mich vor tieferer Verirrung, vor größerer Gefahr bewahrte, war nicht meine Kraft, nicht mein Kampf. Ach, ich that nicht einmahl ſo viel, als Ludwig! Es waren die Stärke und die Tugend meines Freundes, die ihm die Macht gaben, ſich von mir loszureißen, und mir durch dieſen unendlichen Schmerz die volle Einſicht meiner Schwäche zu geben.

Und ich ſollte Ludwig noch ferner anklagen, und Roſalien richten?

Nein! Fern bleibe dieß vermeſſene Beginnen! Wer wahr genug iſt, ſeine eigene Schwäche zu erkennen, und muthig genug, ſie ſich ſelbſt zu geſtehen, der wagt es nicht, über Andere abzuſprechen, er findet in den tiefverborgenen Krümmen der eigenen Bruſt die Rechtfertigung des fremden Vergehens, und lernt Demuth aus dem Gefühl eigener Schwäche.

In dieſer niederbeugenden Erkenntniß, und zugleich in dem heiligen Entſchluß, mein zu zärtliches Gefühl für den edelſten Sterblichen zu bekämpfen, in dem Vorſatz, dieſe Neigung, und

jede Hoffnung, den theuern Freund je wiederzusehen, willig und ohne Reue auf den Altar der Pflicht zu opfern, und ihm auf ewig zu entsagen, in diesem Drang von Gefühlen und Vorsätzen wage ich es, meine Hände bittend zu Gott zu erheben, und seine Güte, seine grenzenlose Vatermilde um die Freyheit, um die Zurückgabe meines Gatten zu flehen!

Siebenzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeinen Bruder.

* * den 30ſten Junius 1813.

Ich bin frey! Ich athme die Luft des Himmels, die Natur liegt weit und groß um mich her, ich bin dem thätigen Leben, ich bin der Theilnahme an dem großen Werke, das ſich jetzt bereitet, ich bin meinen Kindern wiedergegeben!

Alles das verdanke ich der Entſchloſſenheit, der Großmuth eines Mannes, den ich, dieß abgerechnet, für meinen Feind erkennen muß, und es hat ein ſo großes Geſchenk ſeyn müſſen, um es ihm, wie edel er ſich auch dabey benommen, nicht mit gekränkter Seele zurückzugeben und meine Feſſeln auf's Neue zu übernehmen.

Du wirſt nie errathen, wer mich mit Gefahr ſeiner eigenen Freyheit, ſeines Lebens befreyt hat. Es iſt der Mann, der mir vor zwölf

Leonore war ſchon lange wieder in Roſenſtein. Sie befand ſich wohl, die Kinder auch, ſie ſchien ruhig, ja heiter, und täglich war ein Herr aus der Nachbarſchaft, deſſen Nahmen der Franzöſiſche Correſpondent vergeſſen hatte, bey ihr. Mit ihm ging ſie ſpazieren, mit ihm zeichnete ſie gemeinſchaftlich; die ganze Gegend wußte, daß er ſie liebe, und vermuthete, daß er nicht unerwiedert ſeufze.

Mich befremdete dieſe Nachricht zwar, aber ſie beunruhigte mich nicht; denn mein Glaube an Leonorens Treue ſtand feſt. Aber es folgten bald mehrere, die Tengenbachs Liebe und Bewerbungen um ſie in ein unzweifelhaftes Licht ſetzten. Was ich dabey fühlte, konnte wohl nicht Furcht oder Eiferſucht genannt werden; doch dachte ich meines Unrechts an Leonoren, meiner eigenen Schwäche, und wer kann es mir verdenken, wenn in dieſer Entfernung, bey der Unmöglichkeit, meiner Frau auch nur ein Zeichen meines Daſeyns zu geben, ſich leiſe Beſorgniſſe in meiner Bruſt erhuben? Alles, was ich anwandte, Liſt, Verſprechungen, Überredung, vermochte meine Hüther nicht, von ihrer unerbittlichen Vorſchrift abzugehen, und auch mein einziger Tröſter, der menſchenfreundliche Offizier,

ſagte zum wenigſten, daß er nicht mehr vermöge, als mir auf weiten Umwegen zuweilen Kunde von den Meinigen zu verſchaffen.

Noch ſtand meine Hoffnung auf Leonorens Liebe zu mir, und auf der Feſtigkeit ihres Gemüthes. Aber jetzt kam eine Nachricht, die auch dieſe letzte Stütze untergrub, und mir zugleich die Rettungsloſigkeit meines Schickſals zeigte. Man hatte Leonoren geſagt, ich ſey in meiner Haft geſtorben. Man hatte ihr den Todtenſchein zugeſandt. Ich war lebendig begraben, ſie Witwe, und ohne Pflichten gegen mich. Jetzt war auch meine letzte Hoffnung verloren, und wahrſcheinlich mein Geſchick auf ewig entſchieden.

Von dieſem Augenblick an war, ſterben zu können, mein einziger, glühender Wunſch. Auch zogen ſo viele Leiden, der Mangel an Luft und Bewegung, und endlich die Beſchaffenheit des Clima um Mantua herum mir ein ſchleichendes Fieber zu, das mich jeden Abend regelmäßig beſuchte, und das ich, wie viel ich auch körperlich dadurch litt, oft mit frommem Dank gegen die väterliche Vorſicht ſegnete, die ihren Kindern entweder nicht zu viel Leiden auferlegt, oder wenn die Laſt zu groß wird, ſie freundlich durch den Tod erlöſet.

Dieſer Befreyung ſah ich, abgemattet an Geiſt und Körper, durch meinen unendlichen Schmerz, und ein zehrendes Übel, mit einer Art von Freude entgegen. Der Offizier beſuchte mich recht oft, er ſah meinen Zuſtand, ſein Umgang war meine einzige Erheiterung; aber dieſes Kind der Revolution begriff nicht, wie man ein unerträgliches Leiden ſo lange mit Faſſung tragen, und nicht dem Schmerz, der nun einmahl nicht mehr aufhören könne, mit dem Leben ein Ende machen möchte? Er ſeinerſeits war hierzu im vorkommenden Falle feſt entſchloſſen. Wir hatten damahls über dieſen Gegenſtand oft geſprochen, und — o Bruder! ich bedurfte aller Kraft des Chriſtenthums, aller Erinnerung an die Lehren meines frommen Vaters, um nicht, von den blendenden Gründen des geiſtreichen Zweiflers irre geführt, mich einer frevelhaften Verſuchung hinzugeben, die mir anrieth, ein Daſeyn wegzuwerfen, das für mein Wirken in der Welt und für meine Kinder ohnedieß in ewiger Kerkernacht verloren, und nun durch körperlichen Schmerz und einen noch tieferen der Seele vergiftet war.

So dauerte mein Zuſtand fort, und was ich gegen mein Weib, was ich auch ſonſt unwiſſent-

lich noch in meinem Leben verbrochen haben mag, wurde in dieſer Zeit nahmenloſer Qualen mehr als hinreichend gebüßt. Ich klagte Leonoren nicht an, ich klage ſie noch nicht an. Ich kenne jetzt Tengenbachs Denkart und Perſönlichkeit, ich begreife ihre Schwäche, und — entſchuldige ſie; denn ich habe an der eigenen Erfahrung meines Herzens, und unter langen Leiden Milde und Nachſicht gelernt. Aber mein Erdenglück iſt zerſtört, und nur auf Einen Punct ſind jetzt alle Kräfte meiner Seele feſt und unabänderlich gerichtet.

Dieſer Punct war es auch, der im vorigen Herbſt mich aus der Tiefe meines Grams emporhob, und dem Unglücklichen, der auf ſein Leben, und auf mehr als dieß, auf das Wiederſehen ſeiner Theuern und die Liebe des edelſten Weibes verzichtet hatte, zuerſt wieder ein Gefühl der Theilnahme an der Welt außer den Mauern ſeines Kerkers gab.

So lange auch der Nationalſtolz meiner Peiniger mir die Niederlage ihres Kaiſers und Heers in den unwirthbaren Gefilden von Rußland, und den hochherzigen Entſchluß dieſer kräftigen Nation, ihre alte Hauptſtadt mit allen ihren Schätzen dem großen Zweck der Vertilgung eines

furchtbaren Feindes zu opfern, verbarg, so vermochten sie doch nicht, mir jede Kunde davon zu entziehen. Der junge Italiener selbst ward ihr Verräther. Er haßte Napoleon, obwohl er den revolutionären Grundsätzen von Herzen ergeben war, und so erfuhr ich nach und nach Alles, was draußen in der aus dem schweren Schlaf der Knechtschaft erwachenden Welt sich bewegte.

Jetzt fing mein Kerker von Neuem an, mir zur marterndsten Schranke zu werden. Ich wollte hinaus, ich wollte Theil nehmen an dem schönen, heiligen Kampf, und wenn Gott, durch meine langen Leiden versöhnt, mich recht segnen wollte, mitten in einer Schlacht, die mein Vaterland befreyte, fallen!

Unter diesen Gefühlen verging der Winter. Ich hörte wieder von Leonoren. Sie trug meinen Nahmen noch, aber der Freund war stets um sie, was noch nicht geschehen war, konnte sich bald machen, und war vielleicht schon gethan, während der Brief, der jene Nachricht brachte, an welcher meine sterbende Hoffnung sich hielt, auf weitem Umweg zu mir gelangt war. Aber ich hörte auch von den Bewegungen in Deutschland, von den furchtbaren Zurüstun-

gen dieß- und jenſeits des Rheins, mein Herz wallte hoch auf, und mit der Wuth der Ohnmacht ſchüttelte ich die Ketten, die ich zu zerbrechen nicht vermochte.

Es war gegen den Anfang des Frühlings hin, als ich mich auf einmahl ſorgfältiger bewacht und beſpäht fühlte, und auch der italieniſche Offizier ſich mehrere Tage hindurch nicht ſehen ließ. Ich kannte dieſe Zeichen. Sie waren allemahl eingetreten, wenn durch irgend eine freundliche Gewalt ein Verſuch zu meiner Befreyung war gemacht worden. Jetzt wurde mir plötzlich angekündet, daß ich mit mehreren meiner Leidensgefährten aus Italien weg nach dem Innern von Frankreich gebracht werden ſollte. So niederſchlagend dieſe Nachricht an ſich ſelbſt war, und ſo ſehr die andern Gefangenen darüber zu verzweifeln meinten, ſo ging doch meinem Herzen eben aus dieſer ängſtlichen Rückſicht für unſre Bewahrung ein Strahl der Hoffnung auf, uud mit gehobnerem Sinn trat ich dieſe neue Reiſe an.

Wir ſollten nach Grenoble transportirt werden; aber da unſer Schickſal auch das vieler andern uns ähnlichen Opfer franzöſiſcher Politik war, und aus den Rheinfeſtungen ebenfalls, mehrere ſolcher Unglücklichen landeinwärts ge-

bracht werden ſollten, ſo langte der Raum nicht hin, und wir wurden indeß, bis unſer künftiger Aufenthalt bereitet ſeyn würde, auf ein feſtes Schloß an der Gränze der Dauphiné in den Bergen einquartirt, die von den Alpen der freyen Schweiz ſich hier herüber in dieß Sclavenland erſtrecken.

Schloß L'Avanche liegt hoch auf einem Felſen, von wilden Abſtürzen auf drey Seiten umgeben, um welche ſich waldige Anhöhen ziehen. Vorn hinaus iſt der Blick in ein freundlich begrüntes Thal unbeſchränkt. Mein Zimmer lag auf dieſer Seite. Es war eines der beſten, wie ich denn überhaupt geſtehen muß, daß die, denen meine unmittelbare Huth übergeben war, mich vom Anfang an mit Achtung und Schonung behandelt, und außer der Beraubung meiner Freyheit mich keine Unbild hatten erfahren laſſen. O wie mir war, als wieder ſtatt unerbittlicher Mauern und enger Zwinger ein weites freundliches Thal, von nichts als waldigen Höhen umkränzt, und Gottes freye, ſchöne Natur vor mir lag! Stundenlang ſtand ich am vergitterten Bogenfenſter, das, ſo wie Alles in der ganzen Burg, auf ein Beſitzthum alten Adels und ritterlicher Würde hinwies, und labte meine Augen, wie

mein Herz, an dem ſo geliebten und ſo lange entbehrten Anblick.

Aber ſo wohl mir dieß in mich Trinken lang entbehrter Seligkeit that, ſo ſchmerzlich wirkte es nach und nach auf mein tief verwundetes Herz. Da waren Berge, Wälder, da ſtürzten Quellen vom Fels, da zitterte der Bach wie ein Silberband durch die grünen Matten, jener Hügel glich der freundlichen Anhöhe, die ich hundertmahl aus meiner Gartenlaube in Roſenſtein geſehen hatte, und, gerade ſo wie dort, gegenüber ſtanden drey Eſchen am Bache auf der Wieſe unter dem Hügel, worauf das Schloß meiner Väter im geliebten, ach, ſo fernen Vaterlande liegt! Dort wohnte Leonore und meine Kinder! Dort war ſie vielleicht das Eigenthum eines Andern, und ich lebte nur noch als ein dämmernder Schatten in ihrer Erinnerung!

Auf dieſe Art vergingen gegen vier Wochen. Mein meiſter Aufenthalt war an dieſem Fenſter; der übrige Theil des Schloſſes, und was ſonſt vorging, kümmerte mich wenig. Meine Blicke, meine Gedanken, meine Seufzer flogen nach der fernen Gegend, von der die vor mir liegende ein ſchmerzlich ſchönes Bild war.

Am Schluß der vierten Woche ſah ich öfters

am Tage einen Menſchen in gemeiner Kleidung, der unter den Gebüſchen am Bache in der Fläche unten, wie Kräuter ſammelnd oder ſuchend, umher ging. Zuweilen blieb er ſtehen, blickte gegen das Schloß herauf, verweilte lang in dieſer Stellung, und ging dann wieder langſam ſeinem Geſchäfte nach. Die Erſcheinung war gleichgültig, aber in der tiefen Einſamkeit und dem gänzlichen Mangel alles Umgangs — denn der junge Italiener war in Mantua zurück geblieben — diente mir der Unbekannte zu einer Art von Beſchäftigung. Meine Blicke folgten ſeinen Schritten, und ſein Kommen oder Gehen wurde von mir bemerkt. Auch er ſchien mich geſehen zu haben. Er blieb nun öfters und länger ſtehen, und einigemahl war mir's, als ſuche er mir ein Zeichen zu geben. Dieſer ſchwache Anſchein war hinreichend, in den dumpfen trüben Nebel meines Daſeyns einen Strahl und einige Unruhe zu werfen.

Abends war es mir zuweilen, als hörte ich die Klänge einer Guitarre, und, o mein Gott! wie ward mir zu Muthe, als ich einige Tacte einer deutſchen Melodie vernahm, die Leonore zuweilen zu ſingen gepflegt hatte!

Mein Herz gerieth in den heftigſten Aufruhr.

Alles konnte nur Zufall, die Melodie in meinem Vaterlande tauſend Menſchen bekannt, und der Guitarreſpieler vielleicht ein deutſcher Kriegsgefangener ſeyn. Das ſagte mir meine Vernunft; dennoch konnte ich die rebelliſchen Schläge meines Herzens nicht bezähmen, wenn am Abend die Saiten tief und leiſe aus den Schatten des Thals heraufſtönten, und meine Thränen begleiteten ſie.

Nach und nach kam der Sänger näher, und an einem halb hellen Mondabend, wo Wolkenzüge das freundliche Licht bald zeigten, bald verbargen, glaubte ich dicht unter dem Felſenabſturz, der von meinem Fenſter ſich in's Thal hinabſtreckte, ſich etwas regen zu ſehen. Ich ſchaute genau, der Mond trat hinter einer Wolke hervor, eine Mannsgeſtalt, die mir einerley mit dem Kräuterſammler am Bache ſchien, trat aus den Büſchen, und hielt ein Blatt Papier empor, indem ſie zugleich mit der andern Hand ein Zeichen gegen mich machte.

Ich beſann mich einen Augenblick. — Was war hier zu wagen? Alles ſtand zu gewinnen, und nichts zu verlieren, als ein elendes Leben! Aber ich hatte nichts, gar nichts, um das Blatt, das mir vielleicht wichtige Aufſchlüſſe geben konnte, zu

mir heraufzuziehen. Doch gab ich mit meinem Tuche dem Untenſtehenden ein Zeichen, daß ich ihn geſehen und wo möglich verſtanden habe.

Nun war ich darauf bedacht, mir Bindfäden zu verſchaffen. Es gelang, und in der nächſten Nacht, in der der Unbekannte ſein Spiel unermüdet wiederhohlte, zog ich das Blatt glücklich herauf. O Bruder! Wer ſchildert mein Entzücken, als ich Leonorens Schriftzüge darauf erkannte! Ein Brief von der treuen Geliebten an mich war mein erſter Gedanke, und alle Angſt, alle Schmerzen um ihre verlorne Liebe waren vergeſſen!

Es war nicht ſo. Der Brief war nicht an mich, ſondern an den, wie es ſchien, verreiſeten Freund. Sie ſchrieb ihm in den Ausdrücken der zärtlichſten Freundſchaft, daß ſie ſeinen Rath befolgt, Roſenſtein verlaſſen, und ſich bey Annäherung der Kriegsunruhen in die Stadt gezogen habe. Sie ſprach von einem ſchmerzlichen Abſchied, von ihrer jetzigen Einſamkeit, von einem heiligen, theuern Geſchäfte, das ſie mit voller Zuverſicht in ſeine Freundeshände lege, u. ſ. w. Mir flirrte es vor den Augen, meine Sinne verwirrten ſich, ich ſank auf einen Stuhl, und hielt das verhängnißvolle Blatt lange in der Hand, oh-

ne es zu Ende zu bringen. Zu viele, zu ſtreitende Gefühle bewegten ſich in meiner Bruſt.

Endlich vermochte ich es, mich zu faſſen. Ich las das Blatt zu Ende. Es ſtand nicht viel mehr darauf, als unten am Rande dieſe Zeilen von anderer Hand: »Dieß Blatt ſoll zu nichts dienen, als dem Geſchäftsträger Leonorens das Vertrauen ihres edlen, unglücklichen Gatten zu verſchaffen. Auf dem gleichen Wege könnte mehr geſchehen. J. T.«

Ich wußte Alles. Ein Sturm erhob ſich in meiner Bruſt. Es war Tengenbach, und er war von Leonoren geſendet, um mich zu ſprechen, vielleicht um noch mehr zu wagen! O Gott! Gott! Welche Ausſicht, und welche Marter! Ich gehe über die nachfolgenden Tage, über meine Gefühle und manchen fruchtloſen Verſuch des treuen Freundes, mich durch Beſtechung, Liſt, oder Kühnheit zu befreyen, hinweg. Jedes vereitelte Beſtreben ſtieß einen neuen, ſchmerzlichen Dolch in mein Herz. Endlich gelang, was mein feſter Entſchluß, zu entrinnen, oder zu ſterben, erſonnen, und Liſt, mit Muth vereint, ausgeführt hatte. Ich entkam in einer trüben Sturmnacht in verſtellter Kleidung. Am Fuße des Berges ſtürzte der Retter in meine Arme, und, o

Gott! mit welchem Gefühle drückte ich den, der ſein Leben für den Gemahl ſeiner Geliebten gewagt hatte, in meine Arme!

Jetzt fort! fort! flüſterte Tengenbach: Man wird Sie vermiſſen, man iſt auf meiner Spur. Hier iſt ein Schwert und ein Piſtol! Ich bewaffnete mich. Mit welcher Wolluſt hing ich das langentbehrte Eiſen an meine Seite! Wir flohen durch Dickicht und Geſtrippe auf den unwegſamſten Pfaden, die Tengenbach erkundet hatte. In einem Waldthale jenſeits der Bergreihe warteten ſeine Leute mit Pferden; aber es war noch weit bis dahin.

Wir hatten indeß ſchon eine ziemliche Strecke zurückgelegt; aber mein Begleiter, des Bergſteigens und Kletterns nicht ſo gewohnt, wie ich, blieb bald erſchöpft hinter mir zurück, und ich ſtand vor ihm, der ſich auf einen bemoſten Fels niedergelaſſen hatte, um neue Kraft zu ſammeln. Der Morgen dämmerte bereits, meine Augen ruhten auf dieſer feinen, edlen Geſtalt, die trotz ihrer Erſchöpfung noch bedeutend erſchien, und tauſend Gedanken wälzten ſich in meiner Seele.

In dem Augenblick fiel ein Schuß, und noch einer. Dicht neben mir ſchmetterte die Kugel in

den Baumſtamm, an den ſich Julius gelehnt hatte. Er fuhr empor. Da drangen drey Chaſſeurs aus dem Gebüſche. Man hatte mich vermißt, und nach allen Richtungen Leute ausgeſandt. Ich drückte mein Piſtol ab. Es verſagte. Nun galt es, ſich ſeines Lebens zu wehren, oder einem ſchrecklichen Schickſal entgegen zu gehen. Ich zog, Tengenbach auch, der Baum deckte uns den Rücken, aber Tengenbachs mattere Hiebe konnten die Streiche der Feinde nicht pariren. Er wurde im Arm verwundet, der mit dem Säbel niederſank. Ich ſtellte mich vor ihm. Ich hatte nun ihn und mich zu vertheidigen. Aber Gott gab mir Kraft. Zwey unſerer Verfolger ſanken blutend nieder, der dritte entkam meinen Streichen, entweder um Hülfe für die Verwundeten, oder Verſtärkung zu hohlen.

Nun wandte ich mich zu meinem Retter. Ich verband ſeine Wunde, die Gottlob nicht ſchwer war, ich führte, ich ſtützte ihn, ſo gut ich konnte, und ſo gelangten wir endlich in einer halben Stunde in das jenſeitige Thal hinab, warfen uns auf die Pferde, und ruhten erſt, als wir den Boden der Freyheit unter unſern Füßen hatten.

Hier hielten wir an. Tengenbachs Zuſtand

forderte Schonung und Pflege. Wir hatten hier nicht ſo leicht etwas von meinen Verfolgern zu befürchten. Wir ruhten daher ein Paar Tage, und ich hatte Zeit, meinen wunderbaren Retter näher kennen zu lernen.

Beynahe ſein erſtes, und ſeitdem ſein einziges Geſpräch war Leonore, ihre Trauer um mich, und ihre treue Liebe. Ach Gott! Ich will es glauben, daß ich noch in ihrem Herzen lebe; aber ich beſitze es nicht mehr allein! Das ſagt mir die Art, mit der Tengenbach von ihr ſpricht, das ſagt mir das kühne Wagniß, das er unternahm, um ihr zu verſchaffen, was ihr wenigſtens Pflicht und Ehre für ihr koſtbarſtes Gut zu halten befehlen.

Bey dieſen Umſtänden, und ſo lange ich nicht deutlich in Leonorens Herzen geleſen und mich überzeugt habe, ob und in wiefern ich es mit dem Manne theile, dem ich ſo unendlich viel verdanke, und der ſich mir in jedem Betrachte nicht bloß edel, ſondern liebenswürdig zeigt, wirſt Du begreifen, daß wir uns nicht ſehen können. Auch ruft mich ein anderes, wichtiges Werk. In den vielen ſtillen Stunden, die ich an Tengenbachs Lager zubrachte, war, wenn er mir genug von Leonoren und meinen Kindern erzählt hatte,

die Sache des Vaterlandes der Gegenstand unserer eifrigen Mittheilungen. Auch hier zeigte er sich in echt deutscher, edler, adlicher Gesinnung. Nur erscheint ihm Alles in trüberem Licht als mir. Tengenbach wünscht, was ich ersehne, eben so heiß, aber mit weniger Zuversicht. Ich hoffe viel, Alles, und mein Sinn, durch seine Erzählungen und seine klaren Ansichten der Lage der Dinge aufgeregt, strebt mit heißem Muthe darnach, mitzuwirken, und meinen Theil an dem heiligen Kampfe zu nehmen. Dort soll sich Alles entscheiden. Ich lege mein Loos in die große Wage, die das Geschick der Nationen bestimmen wird. Sollten Tengenbachs düstere Ansichten gelten, so wird mir Gott die Gnade geben, den gänzlichen Fall Deutschlands nicht zu überleben. Gelingt das große Werk, dann erheben sich die freyen Geister in neuem Muthe, und dann werde ich die Kraft haben, Leonoren die große Entscheidung selbst zu überlassen. Sie soll bestimmen, ob Ludwig von Fahrnau in den Gefängnissen von L'Avanche zu Grunde gegangen seyn, oder als Sieger in ihre Arme, in ihr Herz zurückkehren soll.

Du sagst Niemanden, daß ich lebe. Nur den eingeschlossenen Zettel schickst Du ihr.

Tengenbach geht mit mir. Wir durcheilen Deutſchland. Meine Anſichten haben ſeinen Geiſt erheitert, und mein Muth den ſeinen entzündet. Als Waffenbrüder ziehen wir in's Feld, und als Brüder wollen wir Einer an des Andern Seite fallen oder ſiegen!

Achtzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeine Gemahlinn.

(Im vorigen eingeſchloſſen).

** den 30ſten Junius 1813.

Mein theures Weib! Gott hat mir meine langentbehrte Freyheit wiedergeſchenkt. Nächſt ihm verdanke ich ſie dem Edelmuth und der großherzigen Entſchloſſenheit Deines Freundes, und alſo Dir. Du haſt von jeher nur beglückend auf mein Leben gewirkt. Dir dankte ich bisher meine höchſten und reinſten Freuden, ſo danke ich Dir auch das Geſchenk meiner Freyheit. Gott ſegne Dich und meine lieben, lieben Kinder! Umarme ſie im Nahmen ihres zärtlichen Vaters! — Wir werden uns jetzt nicht wiederſehen. Es liegt ein großer Kampf und eine heilige Entſcheidung zwiſchen uns, und ich entführe Dir auch den Freund, um

ihn mit auf den großen Schauplatz zu bringen, und an seiner Seite mitzuwirken, so viel unsere einzelne Kraft erlaubt. Wenn über Deutschland entschieden ist, entscheidet sich auch mein Geschick. Was auch der Ausgang jenes Kampfes seyn, und wie immer mein Loos fallen mag, glaube, daß mein letzter Athemzug Dein Nahme seyn wird!

Nähere Umstände von mir wirst Du durch meinen Bruder erfahren, der auch unsern Briefwechsel besorgen soll. Vor der Hand ist meine Freyheit ein heiliges Geheimniß für die, die mich lieben. Während des Kampfes soll es den Feinden kund werden, daß der noch lebt, den sie zu verderben trachteten; nach dem Kampfe wird es die Welt vielleicht auch erfahren. Bis dahin leb wohl, meine theure, meine ewig geliebte Leonore!

Neunzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Teſchen den 16ten Julius 1813.

Die Überſchrift dieſes Briefes wird Dich befremden, da dieſe Gegenden ſo ganz außer der Richtung liegen, auf der Du mich nach meinem letzten Briefe glauben konnteſt; aber es iſt mit mir in dieſen letzten Wochen ſo viel vorgegangen, und mächtige Ereigniſſe meiner inneren Welt haben ſo beſtimmend auf mich gewirkt, daß ich, wenn ich mich hier den Preußiſchen Staaten nahe, und im Begriff ſehe, Kriegsdienſte zu nehmen, manchmahl ſelbſt über mich erſtaune.

Meine letzten Nachrichten ſchilderten Dir meinen Entſchluß, Fahrnau, es koſte was es wolle, zu befreyen, und meine vorläufigen Erkundigungen darüber. Vor Allem mußte der Gefangene von der Nähe eines befreundeten, hülfrei-

chen Weſens und ſeinen Abſichten unterrichtet werden. Es gelang mir, ihn auf mich aufmerkſam zu machen, und es kam nur darauf an, mir ſein Zutrauen zu erwerben. Hier aber lag die gröſßte Schwierigkeit. Da ich Leonoren durchaus nichts von meinem Vorhaben hatte entdecken können, ſo beſaß ich nichts, was ihrem Gemahl ein Zeichen meiner Sendung ſeyn konnte, als einen Brief von ihr an mich über ganz andere Gegenſtände. Ich brachte ihn in ſeine Hände. Er verſtand den Sinn der Gabe, und ein Paar Zeilen, die ich mit Bleyfeder dazu gefügt hatte. Auf demſelben Wege erhielt er Gold, eine ſcharfe Feile und noch einige andere nöthige Inſtrumente. Die Treue ſeiner nächſten Hüther wurde erkauft, das Übrige bewirkten ſeine Kühnheit und ſein Muth. Endlich genoß ich das Glück, ihn gerettet in meine Arme zu ſchließen, nachdem ich zweymahl der Gefahr, von den Wachen entdeckt und niedergeſchoſſen zu werden, nur durch halsbrechende Sprünge über die Felſenklippen entgangen war.

Meine Anſtalten waren ſo getroffen, daß wir zuerſt zu Fuße, um unentdeckt zu bleiben, durch die Berge flüchten, und jenſeits meine Leute mit Pferden finden ſollten.

Es war eine furchtbare Nacht. Der Wind ſtürmte und jagte ſchwarze Wolken, die Überreſte eines ſchweren Gewitters, das den ganzen Tag und Abend in dieſen Bergen getobt hatte, am nächtlichen Himmel hin. Keine Leuchte durfte uns verrathen. So tappten wir durch Sturm, Finſterniß und Waldesgeſtripp, und hatten nur wenige Worte gewechſelt; denn auch unſere Seelen waren finſter und ſchwer, wie die Nacht. Nach zwey Stunden konnte ich nicht mehr weiter. So manche unter Fahrnau's Fenſter durchwachte Nacht, ſo mancher ermüdende Gang durch dieſe Gebirge, um mich der Wege in's andere Thal zu verſichern, endlich Ungewißheit und ſchmerzliche Gefühle hatten meine Kräfte in Anſpruch genommen. Fahrnau bemerkte es, und kein Bruder könnte zärtlicher für den andern ſorgen, als er that. Der Morgen graute. Ich ſaß erſchöpft an einen Baumſtamm gelehnt, und betrachtete dieſe ſchöne, kräftige Geſtalt, dieſe edlen Züge, aus denen zwey unbeſchreiblich freundliche Augen mit innigem Ausdruck auf mir ruhten. Da fielen Schüſſe, und wir ſahen uns von Chaſſeurs, die uns verfolgten, angefallen. Ich that, was ich vermochte. Ein gewaltiger Hieb ſetzte mich bald außer Stand, weiter zu käm-

pfen; aber wie eine Löwinn ihr Junges, vertheidigte mich der tapfere Freund. Seine Kraft, sein Muth verschafften ihm den Sieg über drey wohlbewaffnete Feinde, und wie der Kampf vorüber war, war der wüthende Löwe ganz Weichheit, ganz liebende Sorgfalt für seinen wunden Gefährten. Er trug mich beynahe den Abhang hinab, und sobald wir in Sicherheit waren, pflegte er meiner mit der Milde eines Weibes, möchte ich sagen. Er wich nicht von meinem Lager, ja er duldete nicht, daß eine andere Hand mir Labung oder Hülfe reichte. O Hermann! Wie könnte ich, auch wenn ich dürfte, mit diesem Manne den Kampf um Leonorens Herz beginnen?

Die Art, wie er von Leonoren mit mir spricht, und wie er mich überhaupt behandelt, läßt mich errathen, daß er in mir nicht bloß den Freund seines Hauses sieht, der aus irgend einem menschenfreundlichen Antrieb die Rettung eines unschuldig Verfolgten unternommen hat. Noch ist hierüber kein Wort zwischen uns gefallen. Sollte es einst zur Sprache kommen, so werde ich nichts kleinherzig läugnen. Ich habe gefühlt, wie vielleicht Jeder an meinem Platze, und — das darf ich mit innigem Selbstge-

Ihl bekennen — gehandelt, wie nicht Jeder
thun haben würde.

Fahrnau iſt ſehr entſchloſſen, jetzt nicht zu
Leonoren zurückzukehren. Die große Sache des
Kampfs um die Befreyung Deutſchlands iſt ſein
Vorwand; ich fühle aber, daß die wahre Ur-
ſache tiefer liegt, und er auch ohne dieſe Rück-
ſicht jetzt nicht nach Hauſe gegangen wäre, und
ich begreife es. Er hat große Schulden gegen
Leonoren gut zu machen, und glaubt wenig-
ſtens, auch ſeiner Seits einige Zweifel nähren
zu dürfen. Übrigens iſt ſeine Begeiſterung für
den gegenwärtigen Augenblick groß und anſte-
kend. Sein Feuer reißt hin, und hat auch mich
ergriffen. Du weißt, wie ich immer über dieſe
wichtige Angelegenheit der Menſchheit dachte.
Gewiß kann Fahrnau nicht tiefer davon ange-
ſprochen ſeyn, als ich; aber ich vermag nicht zu
hoffen, was er hofft. Dennoch will ich mit ihm
ziehen, und in das große Wageſpiel, mit dem
ja das allgemeine wie des Einzelnen Glück ſte-
hen oder fallen muß, Alles einſetzen, was ich
noch habe, mein Letztes, Einziges — mein Le-
ben. Vielleicht kann in der Schlacht meine Bruſt
zum Schild für Fahrnau dienen, und ich Leo-
noren den geretteten Gatten auch erhalten!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 20sten Julius 1813.

Seit Du vorgestern bey mir gewesen, und Deine Gegenwart und Dein Gespräch, ihre alte Macht über mich übend, mich aus der Tiefe meines Grams herausgehoben, und mir wieder eine Möglichkeit der Hoffnung vorgespiegelt hatten, war mir durch zwey Tage leidlich. Mein Gedicht hatte Dir gefallen. Ach laß mich hoffen, daß sein Inhalt von Dir verstanden und ganz erkannt worden war! Ich habe ihm meine besten, meine letzten Kräfte gewidmet. Nun vermöchte ich nichts mehr, und ich fühle tief die gewaltige Anstrengung bey einer Beschäftigung, die mir einst ein süßes Spiel war, und die jetzt aufreibend auf mein Nervensystem wirkt. Dennoch — o wie gern hatte ich Alles gelitten, als

ich aus Deinem Munde die Worte des Beyfalls hörte!

Aber kaum hat dieſe milde Thauluft alle die ſtarren Eisrinden, welche Freundes-Kälte und Feindes-Härte über den einſt ſo bunten Frühling meiner Hoffnungen gezogen hatten, zu ſchmelzen angefangen, kaum hat mein ſtreng verſchloſſenes Herz es gewagt, dem freundlichen Strahl ſich in zitternder Erwartung zu öffnen, ſo tönt eine furchtbare Bothſchaft in mein erſchrockenes Ohr, alle leiſen Bebungen der lange fremd geweſenen Freude erſtarren wieder, und ich ſtehe zagend und bleich da, um mein Todesurtheil zu empfangen.

Man ſagt, die Unterhandlungen zwiſchen dem Franzöſiſchen und dem hieſigen Hofe ſeyen zu Ende, Du ſeyſt abgerufen, und im Begriff fortzureiſen. Iſt das wahr? O Lothar! Wenn es wahr iſt, was ſoll aus mir werden? Vor fünf Monathen haſt Du mich hierher beſchieden. Du dachteſt damahls nicht, daß ein günſtiges Geſchick Dir erlauben würde, ſo lange hier zu weilen. Nur im Vorbeygehen wollteſt Du mich hier ſehen, und weiter für mich ſorgen. Das Geſchick hat ſich Deinen Wünſchen günſtiger erwieſen, und Dich recht lange in höchſt angeneh-

mer Geſellſchaft hier gelaſſen. Ich ſoll, ich will Dir keine Vorwürfe machen, und gehe über Alles hin, was zwiſchen jenen ſeligen Tagen auf den ſchönen Fluren Hesperiens, und meiner jetzigen Angſt liegt. Nur um das Einzige flehe ich zu Dir: Laß mich nicht allein, ohne Dich hier! Ich habe hier traurig, aber ich habe ruhiger gelebt, ſeit Deine Gegenwart, Deine Perſönlichkeit, und der Gedanke, daß ich Dir, wenn auch nur noch mit ſchwachen Banden, angehörte, den Läſterungen und Mißhandlungen Einhalt thaten, die man ſich früher gegen mich erlaubt hatte. Laß mich nicht länger hier! Nimm mich mit Dir, oder bezeichne mir eine ſtille Zufluchtsſtätte, in die ich mich aus den feindlichen Berührungen retten, und dort, in trüber Einſamkeit verborgen, Nachrichten von Dir, und vielleicht auch einmahl einen freundlichen Beſuch erwarten könne! Nicht wahr, Du wirſt meine Bitte erfüllen? Ich kenne Deinen Edelmuth. Du kannſt aufgehört haben, mich zu lieben; aber Du wirſt nicht aufhören, Dich eines unglücklichen Weibes, die Dir einſt mehr war, anzunehmen.

Ein und zwanzigster Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 21sten Julius 1813.

Sehr verdrießliche Geschäfte und noch verdrießlichere Begegnungen hielten mich von gestern Abends, wo Dein Billet in meine Wohnung kam, bis diesen Morgen außer derselben. Als ich mit der aufgehenden Sonne nach Hause kam, warf ich mich ermüdet auf's Bett, und schlief, oder träumte vielmehr in fieberischen Wallungen einige Stunden hin. So geschah es, daß ich Deinen Brief erst um eilf Uhr las. Welche Sprache, meine Liebe! Welche Gefühle! Wie bitter ist der Grundton dieses Briefes, so süß auch die milde Ergebung scheint, in der man ihn auf den ersten Anblick geschrieben glauben sollte!

Ich habe jeden Stachel wohl gesehen und erkannt, der hier unter Blumen verborgen lag; aber ich will nicht vergessen, daß meine schöne

Freundinn krank iſt, krank an Geiſt wie an Körper, und daß man mit Kranken nur liebevoll umgehen müſſe. Fürchte nichts, liebe Sally! Obgleich mein Aufenthalt auf jeden Fall hier nur mehr kurz ſeyn wird, ſo gehe ich doch jetzt noch nicht fort, und für Dich zu ſorgen wird mir jederzeit eine werthe Pflicht ſeyn. Vermuthlich komme ich heute zu Dir; aber wenn Du mich wirklich liebſt, meine allzuängſtliche Freundinn, ſo verſcheuche für jene Stunden, die ich gern heiter und froh in Deinen Armen zubringen möchte, die trüben Wolken, die Deine Stirn ſonſt verdunkeln, und laß uns wieder einmahl das friſche, heitere Leben genießen, das uns, wie Du ſagſt, in den ſchönen Fluren Hesperiens beſeligte! Sey wieder die ſchöne, geiſtreiche, phantaſievolle Frau, und Du wirſt auch in mir den alten Freund finden! Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 29sten Julius 1813.

Die Besorgniß, welche ich in meinem vorigen Brief wegen der größeren Freyheit geäußert, die man sich allenfalls gegen mich erlauben dürfte, war nicht grundlos, meine gnädige Mutter, und ich habe deßhalb mit dem Obersten neulich einen sehr unangenehmen Auftritt gehabt, den ich Ihnen nicht vorenthalten darf, um Sie zu überzeugen, daß Ihre Tochter ihren Grundsätzen nicht untreu geworden ist. Sie wissen, daß Lothar es gewagt, seit der Abreise Lichtwerths ein etwas zuversichtliches Betragen gegen mich anzunehmen. Ich hatte dieß kaum gefühlt, als ich ihn in die gehörigen Schranken zurückwies, und es gelang mir ein Paarmahl so wohl, daß ich hoffte, seiner unternehmenden Zudringlichkeit überhoben zu seyn. Es liegt etwas ganz Eigenes und

auf so geistreiche, frappante Art Unverschämtes in seiner Annäherung, daß man theils aus Verwunderung, theils aus Anerkennung seines überwiegenden Verstandes im ersten Augenblick nicht gleich gefaßt genug ist, ihm das Unziemliche seines Unternehmens fühlen zu lassen. Indessen hatte ich das bald durchschaut, und wie ich einmahl die Angriffsweise meines Feindes kannte, wußte ich auch recht gut, mit welchen Waffen ihm zu begegnen war. Seiner Kühnheit setzte ich den gelassensten Stolz, seinen zweydeutigen Scherzen gänzlichen Stumpfsinn, seinen geistvollen Schmeicheleyen die entschiedenste Gleichgültigkeit entgegen, und er fing wohl an, bereits am Gelingen seiner Absicht zu verzweifeln. Da wagte er vor einigen Tagen einen neuen, gewaltigen Versuch. Er näherte sich mir in der Assemblee bey der alten Gräfinn Ringstern auf eine Weise, und erlaubte sich einen Ton, der die ganze Gesellschaft auf eine vorhergehende sehr genaue Bekanntschaft schließen lassen sollte. Ich war wirklich betroffen, aber ich faßte mich bald, und antwortete so, daß Niemand wegen des Verhältnisses, das zwischen uns herrschte, in Zweifel bleiben konnte, obwohl ich ihm durchaus nichts Beleidigendes, ja nicht einmahl et-

was Bitteres ſagte; denn nichts gibt kühnen Männern ſo ſehr die Waffen gegen uns in die Hand, als wenn wir unſere ruhige Würde ſo weit vergeſſen, uns ein ſchnippiſches Betragen gegen ſie zu erlauben. Mit einem ſtillen Triumph ſah ich, wie der Herr Oberſt erſt ſich in die Lippen biß, dann nach und nach ſchweigſamer wurde, und ſich endlich aus der Geſellſchaft verlor.

Aber am nächſten Morgen — es war kaum zehn Uhr, und ich ſaß im Morgenanzug am Clavier — kam er, ohne gemeldet zu ſeyn, in mein Zimmer. Ein Auftrag an meinen Mann in Rückſicht der Spitäler in unſerer Gegend diente ihm zum Vorwand, und er wagte es, nicht bloß in dieſer ungewöhnlichen Stunde, ſondern auch in ſehr nachläſſiger Kleidung zu kommen. Meine Leute, die ihn ſonſt nur in den gehörigen Beſuchsſtunden geſehen hatten, und wußten, daß ich um dieſe Zeit Niemand, wenigſtens keine Männer, bey mir ſähe, bathen ihn, zu warten, bis ſie ihn gemeldet hätten; denn abzuweiſen wagten ſie den bedeutenden Herrn nicht. Aber er ließ es nicht zu, und mit der Äußerung, daß die Gräfinn um ſeinen Beſuch wüßte, trat er geradezu ein. Ich empfing ihn, wie ſeine Kühnheit es verdiente; aber er war ſo leicht nicht zu ſchre-

kindiſchen Scheu vor der Eiferſucht eines Unglücklichen, deſſen Andenken mir noch immer theuer iſt, nichts als Lebensmuth, Freude und Empfänglichkeit für jeden Genuß. Sorglos wandelten wir damahls am Ufer des majeſtätiſchen Stroms hinan, die ganze Gegend war in Gold und Gluth getaucht, und wie eine feurige Säule loderte die ſinkende Sonne über den zitternden Waſſerſpiegel hin. Wir koſten, wir ſcherzten, und Lothars lebhafte Unterhaltung betrog mein ängſtliches Herz um die knapp zugemeſſene Zeit.

Und jetzt! O wie ſo ganz anders iſt Alles! Rund um in Thälern und Dörfern lauert die Furie des Kriegs, nur kaum mehr gebändigt durch die zügelnde Macht höherer Unentſchiedenheit, und wartet des erlöſenden Worts, um über die unglückſelige Welt loszubrechen, und Alles weithin mit Blut und Elend zu erfüllen. Krieg! Krieg gegen die Unterdrücker der Weltfreyheit! iſt das allgemeine Loſungsgeſchrey, und der Strahl der Rache, der ſich an dem Brande von Moskau entflammt hat, läuft zündend durch die ganze Welt. Mein Herz zittert bey dieſen Zurüſtungen, bey dieſer Stimmung. Ach ich habe für den zu fürchten, der mir nun Alles, Alles auf dieſer Erde iſt!

Es iſt ein unglückſeliges, verderbliches Beginnen, von dem ich kein gutes Ende abſehen kann. Auch ſcheint die Natur ſelbſt darüber zu trauern, und mitempfindend das kommende Unglück ihrer Kinder in allgemeinem Schmerz zu fühlen. Keine fröhliche Ärndte lohnt heuer des Landmannes Fleiß, unter dem ewig wolkigen Himmel und unter unaufhörlichen Regengüſſen gedeiht keine Frucht der Rebe oder des Baumes. Alles ſcheint dem Menſchen abzurathen, und ihn vor dem unheilbringenden Unternehmen zu warnen; aber der harte Sohn der Erde hört nur ſeine Leidenſchaften. Der Krieg wird beginnen, und wo — wo werde ich dann eine Zufluchtsſtätte finden? Wann und wo werde ich den Freund, der jetzt ſo bald der Gefahr entgegen geht, wiederſehn?

Er hat mir verſprochen, mich für jetzt mit ſich zu nehmen. Ich ſoll mich fertig halten, weil ſeine Abreiſe ſehr bald gebietheriſch eintreten kann.

Das ſagte er mir, als wir langſam am Stromesufer hinauffuhren, und wie mir zu Muthe war, kannſt du dir denken. Der Abend war kühl, es hatte den Tag über geregnet. Jetzt hob ſich die ſchwere Wolkendecke in Weſten ein wenig von den Gipfeln der Berge empor, ein goldener Streifen erſchien, und plötzlich blitzte ein heller Sonnen-

ſtrahl über die wunderbar erleuchtete Gegend hin. Wie ſchwere Thränen glänzten die Regentropfen an den Büſchen und Grashalmen in dem verklärenden Schein, ein falbes Roth kleidete die gegenüberſtehenden Rebenhügel, und ſtach ſeltſam mit dem grauen Dunkel ab, in welchem der unerhellte Theil der abendlichen Gegend lag. Ach mir fuhr wie ein zuckender Strahl die Ahnung durch's Herz: So, ſo bricht ein Hoffnungsſtrahl aus dem Dunkel deines Schickſals hervor, erhellt für einen Augenblick den Abend deines Lebens, und weicht bald einer tiefern — ewigen Nacht!

Indem ich dieß dachte, und mit ſchmerzlichem Gefühl in die ſchimmernde Hellung blickte, verſchwand der frohe Strahl. Alles lag in wüſtem Dunkel, und meine Thränen brachen hervor. Lothar ſieht es nicht gern, wie du weißt, wenn man ſich weichen Gefühlen, die noch dazu auf unbeſtimmten Gründen, oder Ahnungen beruhen, überläßt. Er ſah mich ernſt an. Ich konnte mich doch nicht bezwingen, und ſagte ihm Alles. Ach, er muß ja wiſſen, wie es in dieſem Herzen ſteht, das keinen Wunſch, kein Gefühl hegt, das er nicht kennen darf und ſoll?

Seine Antwort war nicht ſanft, aber überzeugend. Nach und nach ſtillte ſich mein aufge-

regtes Gefühl. Er ertrug mich mit Geduld, und ich fand mich wieder in ſeinen klaren Anſichten, und ſeinem umfaſſenden Überblick der Lage der Dinge und des Zeitgeiſtes.

Als wir in die Stadt kamen, verließ er mich. Ich war ſtill geworden, aber nicht heiter, und wie ich in der Einſamkeit über Alles nachdachte, entwickelte ſich der Entſchluß klar und ruhig in mir, Lothars entſchiedenen Verluſt auf keine Art zu überleben. Ich habe nun einmahl meine Eigenthümlichkeit, mein ganzes Seyn an ihn aufgegeben, und ich kann eben ſo wenig für mich allein ſtehen, wenn ihn Verhältniſſe, oder ein unglücklicher Zufall von mir reißen, als das Haus ſtehen könnte, deſſen Grundfeſten ausgegraben und fortgeſchafft würden.

Meine Geſundheit beſſert ſich übrigens, meine Kräfte mehren ſich, und ich denke, die Reiſe wird mir wohl thun. Sobald ich dir etwas Beſtimmtes über meinen Aufenthalt und meine Zukunft ſagen kann, erhältſt du Nachricht.

Vier und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Reſidenz den 6ten Auguſt 1813.

Klara! Klara! Warum kann ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mein Glück ſagen, und mich in deinen Armen freuen! Ludwig iſt frey! Er iſt gerettet, und er liebt mich noch! Adolph ſchreibt dir das Billet ab, das ſein Bruder mir geſendet. Tengenbach, der edle Freund, war ſein Befreyer. Mir blieb das Ganze ein Geheimniß. Ich weiß vor Freude nicht, was ich thue, aber ich will dich keinen Augenblick auf dieſe fröhliche Bothſchaft warten laſſen. O warum darf ich ſie nicht der ganzen Welt kund thun! Ich begreife ſeine weiteren Abſichten nicht, aber ich will ihm gehorchen.

Ach ich gehorchte ihm jederzeit ſo gern! Der Schwager meldet mir die Umſtände ſeiner Rettung nur oberflächlich, und verſpricht mir einen ausführlicheren Bericht. O, Gott ſey Dank — ewig, unaufhörlich!

Fünf und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Aus der Reſidenz den 7ten Auguſt 1813.

Ich bin verloren, wenn Du mich nicht retteſt! Komm, ſo ſchnell Du kannſt, Deiner Schweſter angetaſtete Ehre zu rächen, und den Flecken, den ein niederträchtiger Böſewicht ihr anzuhängen trachtet, in ſeinem Blute abzuwaſchen! Sonſt übrigt mir auf dieſer Welt nichts mehr, als der Tod!

Denke Dir die unerhörte Beleidigung, das mit dem kälteſten Blute teufliſch ausgeſonnene Beginnen! Meine letzten Briefe haben Dich von Lothars Abſichten und den Maßregeln unterrichtet, die ich genommen, mich vor ſeiner Zudringlichkeit für immer zu ſchützen. Ich muß geſtehen, daß ſie gewaltſam waren. Aber blieb mir gegen den kühnen Verführer etwas anderes übrig? Ich

verboth ihm mein Haus, und meine Leute erhielten den Befehl, ihn nie, und unter keinem Vorwand vorzulaſſen. Er kam nicht. Das befremdete mich, aber es war mir lieb, mochte es nun Zufall oder Selbſtgefühl ſeyn, was ihn abhielt, ſich einer beſchämenden Abweiſung auszuſetzen. Auch in keiner Geſellſchaft begegnete ich ihm in dieſen Tagen. Er war, wie ich hörte, viel bey ſeiner halbvergeſſenen alten Geliebten, er machte ſeine Abſchiedsbeſuche, hatte viel zu thun, und ſollte in ein Paar Tagen abreiſen.

So ſtand Alles bis geſtern Nachts. Ich kam aus der Geſellſchaft etwas ſpät nach Hauſe. Ich kleidete mich aus, ſchickte mein Frauenzimmer fort, und wollte, wie gewöhnlich, noch etwas leſen, ehe ich zu Bette ging. Ein ſeltſamer Geruch wie von etwas Angebranntem machte mich aufmerkſam. Ich ſtehe auf, nehme das Licht und folge der Spur. Im nächſten Zimmer iſt nichts zu entdecken, eben ſo wenig im äußeren. Ich durchſuche Alles genau. Es mochte eine halbe Viertelſtunde darüber hingegangen ſeyn. Aber der Geruch dringt jetzt ſtärker zu mir. Er ſcheint aus meinem Schlafzimmer zu kommen. Ich kehre mit ſteigender Angſt zurück, ich öffne das Zimmer, eine Rauchwolke quillt mir entgegen,

ich höre ein Getöse, meine Leute ſtürzen auf der anderen Seite herein, und das Geſchrey: Feuer! Feuer! füllt das Haus. Fremdes Volk dringt in den Hof. Ich frage, wo es denn brennt? Man nennt das Kabinett dicht an meinem Schlafzimmer. Dort hat man von der Straße her die Helle geſehen. Jetzt tritt der Polizeyoffizier in's Zimmer, den der Lärmen herbeygezogen. Wir eilen alle auf das Kabinett zu, und — ſtelle Dir mein Entſetzen und die Befremdung der Andern vor! — Lothar, im Überrocke, ohne Hut, tritt uns entgegen. Was iſt das? rief ich: Wie kommen Sie hierher? und ein eiskalter Schauer überlief mich; denn das Kabinett hat keinen Ausgang, als die Thür, an der wir ſtanden.

Er lächelte ſeltſam. Es ſchien, als ſinne er auf eine paſſende Antwort. »Der Feuerlärm — der Gedanke an Ihre Gefahr, gnädige Frau! — Ich wollte Ihnen meine Dienſte anbiethen.«

Ich war vernichtet. Der Polizeykommiſſär ſah uns mit einem Blicke an, der Alles zu enträthſeln und die unvermuthete Zuſammenkunft auf's Verdächtigſte zu deuten ſchien. Indeſſen hatten die Leute Alles durchſucht. In einem Winkel zwiſchen dem Kabinett und dem Schlafzimmer, wo die Öfen geheitzt werden, und vorrä-

thiges Holz lag, war dieſes, weiß Gott wie? in Brand gerathen, die Flamme hatte zum Schornſtein hinausgeſchlagen, und der Rauch war durch den Franklinofen hereingedrungen. Wie das Kabinett ſich erleuchtet, wie der Niederträchtige hereingekommen — Alles bleibt ein ewiges Räthſel. Er entfernte ſich ſogleich. Sein Hut fand ſich auf einem Tiſche im Vorzimmer. Die Leute verliefen ſich. Ich blieb allein. Mit welchen Gedanken? kannſt Du errathen.

Was dieſe Geſchichte für einen Eindruck machen, und wie man mich beurtheilen wird, iſt ein Abgrund, in den zu blicken ich nicht wage. Daß ich unſchuldig bin, daß nur die niedrigſte Bosheit, oder die unſeligſte Verkettung der Umſtände hier im Spiel war, iſt ſicher. Meine Leute wollen von nichts wiſſen, und Keines will Lothar hereingelaſſen haben. Alle meine Nachforſchungen bleiben fruchtlos, und dienen nur dazu, die Sache lauter und mich verdächtiger zu machen. O ich bin am Rande der Verzweiflung! Komm, komm Bruder, und räche — oder tödte Deine Schweſter!

Sechs und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Reſidenz den 15ten Auguſt 1813.

Was waren das für Tage, liebe Clara! Von welchen Auftritten mußte ich ein unglücklicher Zeuge ſeyn! Jetzt erſt, da Alles vorüber, da das Entſetzen des erſten Eindrucks ſchwächer geworden iſt, und jene heftig geſpannten Empfindungen einer wehmüthigen Trauer Platz gemacht haben, fühle ich mich im Stande, Dir davon Nachricht zu geben. Gott! Wie weit, in welche Abgründe kann eine ungeregelte Leidenſchaft uns führen, und was ſind die blendendſten Talente des Geiſtes, die reichſten Gaben der Natur, wenn keine höhere Richtung und kein religiöſer Sinn ſie zügeln, und zu ihrem wahren Ziele führen?

Es hat ſich ſo entſetzlich viel in den Raum von kaum vierzehn Tagen gedrängt, und meine Seele iſt abwechſelnd der Schauplatz ſo ſtreitender Empfindungen geworden, daß ich mich mit Anſtrengung beſinnen, und wohl nachdenken muß, um die Reihe zu finden, in der ſich Alles begab, und ſomit einen Leitfaden zu haben, an dem ich Dich durch dieß Gewirre von Begebenheiten durchführen kann.

Mein kurzer, entzückter Brief über Ludwigs Befreyung iſt in Deinen Händen. Ich weiß nicht mehr recht, was ich damahls geſchrieben; nur ſo viel weiß ich, daß ich mich mehr im Himmel, als auf Erden glaubte. Seitdem hat ſich freylich auch in dieſer Rückſicht Manches geändert. Ich habe Ludwigs und ſeines Bruders Briefe mehr als einmahl überleſen, und Vieles, ach, ſehr Vieles gefunden, das mein erſtes Entzücken gedämpft hat. In meines Ludwigs Bruſt ſcheint ein Dorn zu liegen, der ihn tief verletzt, und der heraus muß, ſollte ich auch baarfuß, wie eine Pilgerinn des heiligen Grabes, durch Deutſchland zu ihm wallen, um ihn zu überzeugen. Aber er liebt mich noch, und daran hält ſich meine Seele mit ſtiller Hoffnung feſt. — Doch jetzt iſt nicht die Zeit, davon zu ſchreiben, und in

dem Gefühl einer ganz frischen, qualvollen Erinnerung verschwindet jede Rücksicht auf eigene Anliegenheiten. Höre also:

Schon seit längerer Zeit trägt sich die große, aber im Klatschen sehr kleine Welt mit allerley Anekdoten und Gesprächen über die Gräfinn Lichtwerth, die unglückliche Rosalie, und ihren von Beyden begünstigten Verehrer Lothar, der jetzt am Hofe eine höchst bedeutende Rolle spielt, und um dessentwillen ich jede Gelegenheit vermeide, wo ich viele Menschen und so auch ihn treffen könnte.

Gräfinn Lichtwerth muß sich auf eine Art gegen ihn benommen haben, die einen kühnen Verführer wenigstens zu Hoffnungen berechtigt, und wenn ich auch nach dem Bild, das mir aus früherer Zeit von ihrem Character vorschwebt, unmöglich denken kann, daß sie nur das Geringste gestattete, was den Anstand verletzen könnte, so, glaube ich, ist es bey so unternehmenden Menschen, wie Lothar, schon ein gewagtes Spiel, ihre Wünsche nur zu reizen, und sich mit ihnen in was immer für einen Wettkampf des Stolzes oder Witzes einzulassen. Ich habe das vor drey Jahren wohl gefühlt, als er sich mir bey meinem ersten Erscheinen in * * bad als ein geistreicher

Mann und ſinnvoller Schmeichler zeigte, der es verſtand, auch der verſchämteſten Eigenliebe auf eine höchſt angenehme Art zu huldigen. Ich ſah zu meinem Glücke bald ein, daß ich hier weder mit den Waffen des Geiſtes noch der Klugheit im ungleichen Kampf gegen einen in allen Künſten und Laſtern der großen Welt ausgelernten Wüſtling auslangen könnte, und zog mich zurück. Er mag mich für blöde und kleinſtädtiſch gehalten haben; aber ſey es! Ich ertrage ſehr gleichgültig die nachtheilige Meinung ſolcher Menſchen. Das hat, wie es ſcheint, Gräfinn Lichtwerth nicht vermocht. Sie reizte es, den Unüberwundenen zu beſiegen, den Stolzen zu beugen, und die Huldigungen des Geiſtreichſten zu empfangen. Sie glaubte ſich dem Kampfe gewachſen, und ſah die Unzulänglichkeit ihrer Vertheidigung erſt dann ein, als es zu ſpät war, um ſich ohne beleidigendes Aufſehen zurückzuziehen. So wenigſtens deute ich mir die vorhergehenden Begebenheiten, ohne daß ich doch die letzten verſtehen kann.

Es mögen zehn Tage ſeyn, als in dem Hotel, das die Gräfinn ſeit der Abreiſe ihres Mannes allein bewohnt, in einem Gemache, nahe bey ihrem Schlafzimmer, Feuer auskam. Es war ſpät,

und beynahe Mitternacht. Man eilte auf ihr Zimmer. Man hatte die Helle der aufschlagenden Flamme in einem Kabinett bemerkt, das an ihr Schlafzimmer stößt, und in welches man nur durch dieses gelangen kann, weil es sonst keinen Ausgang hat. Man fand die Gräfinn verstört, man öffnete das Kabinett — und Lothar war in demselben verborgen. Dem Anschein nach konnte er nur durch ihr Zimmer, und also nur mit ihrem Willen, hineingekommen seyn; dennoch schien sie sehr befremdet, ja erschrocken. — Was eigentlich vorgefallen ist, weiß Gott; aber die Geschichte lief am folgenden Tage von Mund zu Mund, und der Ruf dieser Frau, der vorher so fleckenlos gewesen, ist nun auf eine Art zernichtet, daß es ihr schwer werden wird, ihn herzustellen, obwohl ich im Grunde meines Herzens wenigstens an keine üble Absicht bey diesem wunderbaren Besuch glaube.

Aber Ida's zerstörter Nahme war nicht die einzige traurige Folge dieser Begebenheit. Das Gerücht gelangte zu der unglücklichen Rosalie, vergrößert mit höchst nachtheiligen Zusätzen für Lothar sowohl, als die Lichtwerth. Sie hörte es, sie sah ihr Unglück entschieden, sich öffentlich einer glücklicheren Nebenbuhlerinn aufgeopfert,

und ergab ſich der Verzweiflung. Zweymahl hatte ſie noch an dem Morgen nach dem Feuer zu Lothar geſendet, und ihn beſchworen, zu ihr zu kommen. Der Unmenſchliche, der ſie überhaupt dieſe letzte Zeit her durch ſeine Kälte mißhandelt hat, entzog ſich ihren flehentlichſten Bitten, und kam nicht.

In der ſchrecklichſten Lage brachte ſie nun einige Stunden zu. Alle ihre körperlichen Leiden erwachten; ſie glaubte zu ſterben und wünſchte nichts ſehnlicher. Nach Tiſche ſandte ſie noch einmahl hin. Die Nachricht kam zurück, daß der Oberſte nicht zu Hauſe, ſondern beym Fürſten wäre, um ſich zu beurlauben, und daß die Reiſewägen für den nächſten Morgen gepackt ſtänden. Roſalie hatte ſein heiliges Verſprechen, daß er ſie mit ſich nehmen wolle. Dieſe Nachricht, und der Umſtand, daß er ihr gar nichts zu wiſſen gethan, waren ein Donnerſchlag für ſie. Sie raffte ſich auf, ſie ließ ſich ankleiden, trotz der Bitten und Thränen ihrer Leute, die ſie beſchworen, ihre Geſundheit zu ſchonen, denn ſie liebten ſie wahrlich. »Mein Leben iſt verfallen, hatte ſie einigemahl in dumpfem Schmerz geſagt. Ich bringe ihn zurück, oder —«

Endlich war ſie gekleidet. Man trug ſie bey-

nahe in den Wagen. Sie fuhr am Hauſe der Lichtwerth vorüber. Lothar trat in dem Augenblick hinein. Roſalie ſank ohnmächtig in die Arme der Kammerfrau, die ſie wider den Willen ihrer Gebietherinn begleitet hatte. Man brachte ſie halbtodt nach Hauſe, und die Kammerfrau kam mit dem dunkelnden Abend in Thränen auf mein Zimmer, und beſchwur mich, bey Allem, was mir heilig ſey, ihrer unglücklichen Gebietherinn beyzuſtehen, die in einer Art von Geiſtesabweſenheit läge, und unter mehreren irren und verworrenen Ideen auch von mir und meinem Haſſe gegen ſie, der ſie drücke, ſpräche.

Ich fühlte mein Innerſtes bewegt, und war ſogleich entſchloſſen, die Arme zu beſuchen, wenn mein Anblick ihr in dieſem Zeitpunct nicht vielleicht zu erſchütternd wäre. Die Kammerfrau ging voraus, ſie brachte ihrer Gebietherinn die Sache bey, und kam ſogleich, mich zu rufen.

Mein Gott! Welch ein Anblick! Geiſterbleich, mit wilden, verworrenen Blicken, und ſo leidend und ausgezehrt, wie ihre vortheilhafte Art ſich zu kleiden mich früher nie hatte bemerken laſſen, lag das einſt ſo ſchöne, ſo hinreißende Geſchöpf, mit der Verzweiflung kämpfend vor mir. Als ich eintrat, ſtreckte ſie mir die Arme entge-

gen, und ich, Alles vergeſſend, flog an ihre Bruſt.

Sie lag lange halb ohnmächtig in meinen Armen. Endlich richtete ſie ſich auf, ein Lächeln zuckte um die zitternden Lippen. — O das hat wohl gethan! rief ſie, und wiſchte eine Thräne aus den Augen, der bald noch mehrere folgten: Haben Sie Dank! Tauſend Dank für Ihre Menſchlichkeit, zu mir zu kommen! Sie wollte meine Hand küſſen. Ich verwehrte es, und umſchlang ſie noch einmahl, indem ich einen Kuß auf ihre eiskalte Stirn drückte.

Sie wurde ruhiger, ſie konnte weinen, ſie wollte mir erzählen. Ihre Schwäche hinderte ſie. Endlich fragte ſie ſchüchtern und mit Umſchweifen nach Fahrnau's Schickſal. Wie konnte ich der Unglücklichen dieſen Troſt verſagen? Ich ließ ſie mir Verſchwiegenheit zuſichern, und entdeckte ihr Ludwigs Rettung. Sie blickte weinend zu mir auf: O Dank! Dank! Doch noch Eine Freude!

Ich blieb bey ihr. Ich ſuchte ſie zu erheitern. Es war vergeblich. Alle ihre Gedanken drehten ſich nur um Einen Punct: Lothars entſchiedene Treuloſigkeit, und ſeine Abreiſe. Noch regte ſich ein Schimmer der Hoffnung, daß er nicht ohne ſie weggehen würde. Ich ging in dieſe Anſicht

ein. Ich machte ihr wahrscheinlich, was es mir nicht war; denn welche Schonung und Liebe ließ sich wohl von diesem Menschen erwarten? Was mich aber am tiefsten beunruhigte, waren die Grundsätze der Unglücklichen in Rücksicht auf ihre Zukunft, und ihr Verhältniß zu Gott. Rosalie war von christlichen Ältern geboren, und der Stand ihres Vaters hätte sie sogar pflichtmäßig zur Religion führen sollen. Dennoch ist sie nie Christinn gewesen, und selbst die bloßen Lehren der reinen Vernunft- oder sogenannten natürlichen Religion, waren bey ihr so seltsam mit philosophischen und fatalistischen Grundsätzen verwebt, daß ich sie voll Schauer und Mitleid jeden Trost, jede Hoffnung, den mir mein Glauben in kummervollen Stunden gebothen hatte, mit einem zweifelhaften Lächeln abweisen sah. Sie konnte nicht glauben, und in diesen Augenblicken war der Zeitpunct nicht, sie über so wichtige Wahrheiten zu belehren. Dumpf und ergeben in den Urtheilsspruch einer unentfliehbaren Macht, die sie bald Natur, bald Gott, bald Schicksal nannte, sah sie Alles, was sie seit ihrer Jugend geirrt, gelitten, verschuldet, als eine unausweichliche Verkettung an, erzeugt aus Anlagen und einem Empfindungsvermögen, für

das ſie eben ſo wenig verantwortlich war, als für die Farbe ihrer Haare, und aus den Einwirkungen des Zufalls, oder böſer Menſchen.

Sie konnte nichts dafür. Sie war ein unglückliches Ziel, das jenes Weſen ſich erſehen, um alle ſeine Pfeile darauf zu verſenden, weil es eben Glückliche und Unglückliche in der Welt geben, und Alles in die Wirklichkeit treten müſſe, was in der Idee möglich ſey. Darum ſey ein Geſchöpf wie ſie geworden, dem alle ſeine Bemühungen, dem Elend zu entfliehen, nur zu neuen Verſtrickungen und Leiden wurden, und das jetzt mit einem ſiechen Körper und zerſtörtem Geiſt einem düſtern Ende der mühevollen Laufbahn entgegenſehe.

Mit Grauen glaubte ich zu ahnen, wohin dieſe Grundſätze führen könnten, und mich überlief es eiskalt. Das ſchreckliche Wort wurde zwar nicht ausgeſprochen; aber ich ſah alle Kräfte und Wünſche ihres Weſens darnach geſtimmt.

Mit ängſtlicher Spannung hatte ſie die ganze Zeit über noch ſtets auf einen Beſuch Lothars gehofft. Jedes Geräuſch machte ſie zuſammenfahren, jede aufgehende Thür regte ihr Innerſtes auf; aber er kam nicht, und es war deutlich, wie ihr Geiſt immer in düſtrere Vorſtellun-

gen verſank, und ſich immer heftiger auf jenen unglückſeligen Punct richtete. Ich ſchied ſpät von ihr, und mit dem Verſprechen, ſie am Morgen zu beſuchen. Morgen! ſagte ſie, und ſah mich mit trüben, ſtarren Augen an: Morgen! Da wird viel entſchieden ſeyn. Nun gute Nacht! Gute Nacht! O die Nacht iſt immer wohlthätig, und den Unglücklichen ſollte man nie — nie wecken. Es iſt nichts ſchrecklicher, als das Erwachen eines Verzweifelnden!

Am andern Morgen, ſobald meine häuslichen Geſchäfte beſorgt waren, eilte ich zu Roſalien hinauf. Ihre trübe Ahnung hatte eingetroffen. Lothar war abgereiſet, ohne ſie. Nur ein Billet hatte er zurückgelaſſen, worin er ihr mit wenigen, ziemlich froſtigen Worten ſagte, daß ein dringender Befehl ſeines Marſchalls ihn zwänge, eiligſt abzureiſen, es ſcheine, die Unterhandlungen in Gitſchin näherten ſich ihrem Ende, Öſterreich würde aller Wahrſcheinlichkeit nach die Sache der übrigen Deutſchen ergreifen, und die Feindſeligkeiten würden nächſtens ausbrechen. Er müßte zu ſeinem Regiment, es ſey ihm unmöglich, Roſalien in ihrer jetzigen Kränklichkeit auf dieſer Courierreiſe mitzunehmen, und eben ſo wenig habe er geſtern einen Augenblick finden können,

ſich von ihr zu beurlauben. Übrigens würde er trachten, ihr in einiger Zeit wieder Nachricht von ſich zu geben.

Sie lag nicht mehr zu Bette, als ich eintrat. Gekleidet, aber wo möglich mit noch zerſtörteren Zügen als geſtern, ein Bild der Verzweiflung, ſaß ſie auf dem Kanapeh, und reichte mir den Brief, ohne ein Wort zu ſagen. Ich hatte geleſen, und verſtand ſeinen Inhalt wohl. Lothar machte ſich auf eine höfliche Art von einer Verbindung gänzlich los, die ihm lange läſtig geweſen, und die er, wie ein Gefangener das Ende einer geſprengten Kette, hindernd und unbequem noch eine Weile nach ſich gezogen hatte.

Doch verſuchte ich es, ihr einige Worte der Beruhigung zu ſagen; aber ſie wies mich mit der Hand, ohne zu reden, ab. Sie ſchien über das, was ſie zu denken und zu erwarten hatte, vollkommen klar zu ſehen. Und was war auch nach allem Vorgegangenen zu hoffen? Nach und nach löſ'te die ſtumme Verzweiflung ſich in einzelne heftige Klagen auf, in Klagen, die die tiefe Nacht eines zerriſſenen Herzens ohne einen Strahl des Troſtes oder der Ergebung zeigten. Das Einzige, was ihr ein angenehmes Gefühl zu geben ſchien, war mein Dableiben, und ſo

beſchloß ſich denn — ſo peinlich der Anblick eines ſolchen Gemüths auf mich wirkte — mich ihr, ſo lange ſie meiner bedürfte, nicht zu entziehen, und ihr ſo viel zu leiſten, als ich könnte. Fahrnau hatte ſie einſt geliebt. Ich ehrte ihn in dem Liebesdienſt, den ich ſeiner unglücklichen Freundinn erwies. Doch ſah ich wohl, daß alle meine Bemühungen, auch nur eine Ahnung von Geduld oder Faſſung in ſie zu ſtrömen, vergeblich waren. Ich verließ ſie ſo wenig als möglich, und wenn ich einen Augenblick nach meinen Kindern ſehen mußte, ſtellte ich die Kammerfrau zur Hütherinn über ſie; denn ich fürchtete ein unglückliches Vorhaben, das ſich in der nächtlichen Tiefe ihres Gemüths zu bergen ſchien. So verging endlich auch dieſer Tag, und es war, als ob mit den Schatten des Abends ſich die Schatten, die das Schickſal über ſie geworfen, noch mehr verdunkelten. Vielleicht war dieß die Zeit, wo der Böſewicht ſie ehemahls zu beſuchen pflegte.

Sie ließ mich lange nicht weg. Es lag etwas auf ihrer Bruſt, das ſie gern herunter geſprochen hätte; aber es fehlte ihr an Muth, oder an Kraft. Ich redete ihr liebreich zu, ich ſuchte ihr ein ſchmerzliches Geſtändniß zu erleichtern, ich ſuchte noch einmahl nur aus den Anſichten der Vernunftreli-

gion einigen Balsam in ihr Herz zu träufeln. Sie vermochte nicht, ihn aufzufassen. Zerstörte Hoffnung, gekränkte Liebe, gebeugter Stolz hatten alle Zugänge desselben verschlossen. Ich ging endlich gegen Mitternacht, weil sie mich selbst bath, zu ruhen, und morgen recht zeitig wiederzukommen; aber ich schärfte ihren Leuten ein, sie aufs genaueste zu bewachen, und auch nicht einen Augenblick allein zu lassen. Als ich auf mein Zimmer kam, fühlte ich, daß ich nicht ruhen, daß ich vor den peinlichen Empfindungen, die diese Scenen in mir aufgeregt hatten, und vor dem Bild der Verlassenen, wie sie so bleich, so zerstört da gesessen, und mit so hohlen Lauten gesprochen hatte, lange keinen Schlaf finden konnte.

Noch einmahl las ich ihr letztes Gedicht, das sie vor Kurzem gedichtet hatte. Jetzt verstand ich erst ganz die düstere Gluth desselben. Der Pinsel ist in Feuer getaucht, aber es ist eine verzehrende Flamme; und so schön es ist, so hätte ein Weib es entweder nie machen, oder nie drucken lassen sollen. Wie kann man seine Gefühle, seine Verlassenheit so der Welt und dem Treulosen kund geben?

Mir war sehr heiß, und mein Innerstes in widerlicher Bewegung. Ich trat in's offene Fen-

ſter. Die ſchwüle Sommernacht lag unter Gewitterwolken auf der Stadt. Keine freye Luft, keine Formen majeſtätiſcher Berge, die ſich ſelbſt in der Dunkelheit ſchön gegen den Nachthimmel abſchneiden, wie in meinem Roſenſtein, kein Brauſen der Waldwaſſer durch die Stille, nur todte Steinmaſſen, von verlöſchenden Laternen hier und da, wie von Grabeslampen, traurig beleuchtet, und ſelten eine dunkle Geſtalt, die geiſterhaftig und ungewiß durch die Finſterniß hinglitt!

Ich ging zurück. Da ſtand die Thüre in das Zimmer meiner Kinder offen, und wie ein ſchnelles Licht fiel der Gedanke, mich an dem Anblick der Unſchuld zu erhohlen, in mein Gemüth. Ich trat zuerſt an Mariens Bett, das in meinem Alkov ſteht. Sanft und ſchuldlos, wie der Engel, der ſie bewachte, lag die Kleine da, leiſe athmend, die Händchen auf der Bruſt gefaltet, ganz Unſchuld, ganz Friede! Ich ſtand lange, und fühlte, wie ein beruhigendes Gefühl mit dieſem Anblick in meine Bruſt drang, und die empörten Wellen ſich zu legen anfiengen. Nun ging ich an Adolphs Lager. In einer kühnen Stellung, den einen Arm unterm Haupt, den andern weit von ſich geſtreckt, lag er da. Seelenreinheit, hohe Unſchuld und erwachendes Gefühl der Kraft ver-

ſchmolzen in ſeiner Stellung, in ſeinen Zügen, ach, in den Zügen, die die ſeines Vaters ſind! Ludwigs Bild erhob ſich vor mir, ein warmes Gefühl der Liebe und Sehnſucht nach ihm vertrieb die letzten kalten Schatten, die letzten verworrenen Empfindungen aus meiner Bruſt. Ich faltete meine Hände, verrichtete mein Abendgebeth, in das ich, nebſt den theueren Geliebten, auch die unglückliche Roſalie recht inbrünſtig einſchloß, legte mich hierauf nieder, und ſchlief ein.

Ein dumpfer Schlag, den ich im erſten Augenblick nicht für das erkannte, was er war, weckte mich ſehr früh. Ich hatte wenig geſchlafen. Die Natur kämpfte zwiſchen Schlummer und Wachen. Allmählig wurde es laut im Hauſe, man lief hin und her, ich hörte rufen, über mir haſtig gehen, Thüren auf und zuſchlagen. Da ſtürzte Adolph ganz bleich in mein Zimmer. Mutter! ſagte er: Ich habe dir etwas zu berichten, daß dir ſehr unangenehm ſeyn wird; aber ich weiß, du biſt klug und fromm, du wirſt dich faſſen. Ich zitterte. Noch halb vom Schlaf betäubt, wußte ich nicht, was ich denken ſollte. »Es iſt ein Unglück im Hauſe geſchehn.« — Marie! ſchrie ich, und das Kind lief zur Thüre herein, als es mich

rufen hörte. Ich umfaßte ſie. Ach mir war leicht! In dieſem Hauſe hatte ich ja nichts ſo theures, als meine Kinder! — Aber in der nächſten Minute ſchoß es mir ahnend auf's Herz. Mein Gott! Die Sarewsky? rief ich.

Ja, Mutter! ſagte der beſonnene Knabe: Es iſt ein großes Unglück geſchehen. Man läßt dich bitten, hinauf zu ihr zu gehen; ſie iſt ſehr übel.

Sie iſt todt! rief ich, und ſie hat ſich den Tod ſelbſt gegeben!

Der Knabe ſchauderte, und ſchwieg. — Ich zitterte am ganzen Körper, daß ich nicht vermögend war, aufzuſtehen.

»Sie lebt noch; aber ſie iſt nicht mehr bey ſich. Vor einer Stunde — haſt du den Fall gehört? — hat ſie ſich aus dem Fenſter auf das Steinpflaſter herabgeſtürzt.«

Nun war mir Alles klar. Ich wollte aufſtehen; aber die Kinder mußten mir helfen, denn ich vermochte es nicht allein. Nach und nach verlor ſich der erſte Eindruck des Schreckens. Adolph erzählte ſo beſonnen! Er benahm ſich ſo männlich! Ich erhohlte mich, und trat den Schmerzensweg an.

Roſaliens Leute waren alle in der größten

Bestürzung, und ich erfuhr in wenigen Worten die entsetzliche Geschichte.

Als ich fortgegangen war, hatte sie die Kammerfrau schlafen gehn geheißen; aber diese weigerte sich unter einem schicklichen Vorwand bestimmt, sie zu verlassen, und Rosalie willigte sehr unmuthig in ihr Dableiben. Sie selbst ging nicht zu Bette. Sie kramte in ihren Papieren, in ihren Kostbarkeiten, trug Eines dort, das Andere dahin, und antwortete auf das Befragen der Kammerfrau, daß sie ihre Sachen zur Abreise ordnen, und dem Obersten aufs schleunigste folgen müsse. Dann schrieb sie noch lange an einem Hefte, an welchem die Kammerfrau sie oft schreiben gesehen, siegelte es zuletzt, machte die Aufschrift — an mich! und übergab es dem Secretär. Es war ihr letzter Wille, der mir heilig seyn soll, und ihre Lebensgeschichte, die sie schon früher aufgesetzt zu haben scheint.

Gegen den Morgen war sie ruhiger geworden, und hatte zu Bette zu gehen verlangt, auch wirklich geschlafen, oder sich zu schlafen angestellt, um die bewachende Person zu täuschen. Aber diese ließ sich von dem Anschein der Ruhe nicht blenden, denn sie liebte ihre unglückliche Gebietherinn zu sehr. Nach sechs Uhr früh fuhr Rosalie plötzlich

empor, als ob eine ſchnelle Übelkeit oder ein Schwindel ſie ergriffen hätte. Sie rief um Hülfe, die Kammerfrau ſprang auf. Roſalie, todtenbleich, verlangt nach einer Arzney, die ſie ſonſt bey Ohnmachten zu brauchen pflegte, und die im dritten Zimmer ſteht. Die Kammerfrau vergißt in dieſem Augenblick ihre Furcht und meine Warnung, und eilt, das Glas zu hohlen. Wie ſie wiederkommt, iſt das Bette leer, aber die Thüre des Nebenzimmers offen. Sie eilt hinein. Ein ſchrecklicher Schlag läßt ſie ahnen, was geſchieht. Sie ſtürzt ans offene Fenſter. Ihre Gebietherinn liegt regungslos auf dem Steinpflaſter des Hofes! —

Man eilte auf das Geſchrey der armen Dienerinn ſogleich zu Hülfe. Es war noch Leben in der Unglücklichen, aber kein Bewußtſeyn.

Man brachte ſie hinauf, man eilte nach Arzt und Wundarzt. Es war zu ſpät — und wer hätte ihr die Rückkehr ins Leben wünſchen mögen!

Bis ich hinauf kam, war ſie bereits verſchieden, und der Tod hatte in dieſen regelmäßigen Zügen die Ruhe wieder hergeſtellt, welche Leidenſchaften und Unglück daraus vertrieben. Unendlich ſchön, und ſo ruhig, wie ein ſchlafendes Kind, lag ſie vor mir, ganz eine Andere als geſtern und vorgeſtern in der wüſten Verzweiflung

ihres gemarterten Weſens. Außer einer Wunde an der Stirn, die mit einem ſchneeweißen Tuche verbunden war, ſah man keine Spur der Verletzung an der lieblichen Hülle dieſes unglücklichen, nun endlich befreyten Geiſtes. Ich ſtand vor ihr. Was für Bilder gingen vor mir vorüber! Ich ſah ſie in ihrer rührenden Schönheit, wie ſie in * *bad uns allen, und am meiſten einem nur zu empfänglichen Herzen erſchienen war. Ich dachte ſie mir in dem blendenden Schimmer ihrer Pracht auf den Hoffeſten vor zwey Jahren, in dem Glanz ihres dichteriſchen Ruhms, verehrt, bewundert von ihrem Vaterlande. Und nun! — O was iſt der Menſch! Und was iſt ſein Stolz auf die Güter dieſer Erde!

Ich faßte ihre kalte Hand, und drückte einen Kuß auf dieſe verblichenen Lippen. In dieſem Augenblicke überreichte mir der Secretär, den Lothar ihr zurückgelaſſen, und den man eiligſt gerufen hatte, das Paket. Ich erbrach es, küßte das theuere Vermächtniß, und gelobte, es treu zu erfüllen.

Sie hat ihre Leute ſehr ſchön bedacht, wie ſie denn überhaupt eine freundliche Gebietherinn war. Das Vermögen ſelbſt, welches ſehr beträchtlich iſt, weiſet ſie mit großherziger Rück-

ſicht an die Familie ihres zweyten Gemahls, des Barons von Fallſtädt, von dem es herrührt, zurück. Dann hat ſie noch eine ſehr ſchöne Stiftung für ein Paar verwaiste Mädchen angeordnet, wozu aus dem Verkauf ihres koſtbaren Schmuckes und anderer Nippen der Fond erſchaffen werden ſoll.

Den größten Theil des Pakets macht ihre Lebensgeſchichte aus, die ich Dir in Abſchrift ſende. Sie iſt höchſt merkwürdig, und wirft ein entſchuldigendes Licht auf die Denk- und Handlungsweiſe der Unglücklichen.

Am folgenden Tage brachten wir ihre Reſte mit dem ihrem Range gemäßen Anſtand zur Ruhe. Ich konnte nicht viel leiſten, denn ich war ſehr angegriffen; aber Piatti, der Secretär, ſcheint ein redlicher und geſchickter Menſch, und Du kannſt nicht glauben, wie geſetzt und zweckmäßig ſich Adolph mit einer Beſonnenheit, die man dem zwölfjährigen Knaben nicht zutrauen ſollte, in allen dieſen Geſchäften brauchen ließ, während Marie meiner mit ſtiller Sorgfalt und großer Aufmerkſamkeit wartete.

O warum hat Roſalie nie die Mutterfreuden gekannt! Sie würden ihr ſchönes Gefühl vor manchem Abweg, ihr Leben vor manchem Schmerz

bewahrt haben. Und wer wagt es, ſie zu verdammen, wenn er ihre Geſchichte geleſen hat? O Friede mit deiner Aſche, du Unglückliche, und Gottes Erbarmen mit deinem müden Geiſte!

Ich habe an dieſem Briefe vier Tage geſchrieben; denn ich vermochte nie, mich lange bey den ergreifenden Wiederhohlungen ſo ſchmerzlicher Ereigniſſe zu verweilen. Leb wohl! Sobald ich mich ganz wohl fühle, hörſt Du wieder von mir.

Geſchichte einer Unglücklichen.

Mein erſter Eintritt in die Welt war ein Unglück, und ein unfreywilliges Verbrechen zugleich. Meines Vaters bittere Thränen floſſen auf meine Wiege, Gram und Kummer begrüßten ihre Geweihte auf des Daſeyns Schwelle, meine Geburt koſtete das Leben meiner Mutter.

Meinem Vater blieb die Sorge für mich, und man muß dieſen Vater gekannt haben, um zu faſſen, was es einem Mann von ſeinem Geiſte und Gemüthe für Opfer gekoſtet hatte, um die Erziehung einer Tochter von der erſten ſchwachen Kindheit an bis zum jungfräulichen Alter, allein,

ohne weibliche Beyhülfe, als die einer betagten und beschränkten Verwandten, die die Wirthschaft des Hauses führte, zu vollenden.

Mein Vater war ein gelehrter Theologe; er war noch mehr, auch ein sehr scharf denkender Geist, vor dessen Ansichten so manche Nebel des Irrwahns und altgehegter Vorurtheile zerflossen. Klar und faßlich gestaltete sich ihm die Welt, ein großer Überblick vereinigte Alles in Eins. Ihm war in Glauben und Schauen Eins Alles, und Alles Eins.

Dieß helle Erkennen duldete keine trüben Nebel mehr, die, aus einzelnen Gemüthern längst und unlängst vergangener Jahrhunderte aufgestiegen, die große Idee bald verfinsternd, bald phantastisch verbildend, der Menschheit Zerrbilder für Urschöne, Träume für Wahrheit gaben. Sein Herz umfaßte seine Brüder mit warmer Liebe, er sah in ihnen Ausflüsse desselben Urquells, dem er sein Daseyn dankte, und Funken desselben Lichts, das auch in ihm flammte. Wie hätte er ihnen vorenthalten sollen, was ihm überzeugend hell erschienen war, wie Dunst und Schatten um sie hegen sollen, die gleich ihm heilige Ansprüche an Erkenntniß hatten?

Wie er dachte, so fühlte er, und wie er

fühlte, ſo lehrte und predigte er. Seine kleine, nicht reiche Pfarre lag in einem wildromantiſchen Thale am untern Rhein. Seine Pfarrkinder liebten ihn, denn er war nicht bloß ihr Lehrer, er war auch ihr Vater. Aber ſeine Mitbrüder haßten ihn eben darum. Sie nahmen von ſeinen Predigten den Anſtoß. Er wurde als einer, der der orthodoxen Lehre zuwider predigte, beym Conſiſtorium verklagt, und endloſe Verdrießlichkeiten häuften ſich auf das Haupt des muthigen Bekenners der Wahrheit.

Ich wuchs auf. Mein Vater war mein Lehrer, mein Beyſpiel, die Quelle alles meines Erkennens und Fühlens. Durch Lectüre, Unterricht und die ſchöne Natur um mich her entwickelte ſich früh meine Anlage zur Dichtkunſt. Auf den Hügeln, wo das träumende Kind in ſüßer Verlorenheit, in ſeligem Zerrinnen in's All ſaß, antworteten bald die Felswände ſeinen Liedern, und ich dichtete, ehe ich eigentlich wußte, was ein Gedicht ſey. Hochwillkommen war meinem Vater dieſe Erſcheinung, und er bildete den göttlichen Funken mit Liebe und Aufmerkſamkeit aus. Er las die beſten Dichter alter und neuer Zeit mit mir, und wo möglich in ihren Urſprachen, die er mich verſtehen und richtig ſchreiben

lehrte. Ich habe schon gesagt, daß mein Vater sehr gelehrt war. Außer den gewöhnlichen alten und einigen orientalischen Sprachen, welche ihn auf seinem Untersuchungswege über den Glauben der Nationen zur rechten Quelle geleitet hatten, sprach und schrieb er Englisch und Französisch, und verstand Spanisch und Italienisch.

Shakespear und Dante, Milton und Klopstock, Rousseau und Calderon wurden in ihrer Mundart gelesen, die Tragiker der Römer und Griechen machten treffliche Übersetzungen mir verständlich, und so schwelgte mein Geist in hohen Genüssen, in einem Alter, wo sonst noch kaum der dumpfe Kindersinn einigen helleren Anschauungen zu weichen beginnt.

O was waren das für schöne Stunden, wenn wir in der Laube unseres Gartens, die uns die Aussicht auf ein ewig grünes, mit waldigen Anhöhen und Felsenparthien umschlossenes Thal gewährte, beysammen saßen, mein Vater mit bewegter Stimme die Gesänge jener Riesengeister vortrug, oder mich mit richtigem Accente lesen lehrte, jede Schönheit tief empfunden, jeder Funke des göttlichen Geistes erkannt, jede herrliche Idee mit Liebe verfolgt ward! So war ich fünfzehn Jahre alt geworden, und hatte unser

ſtilles Thal nur ſelten verlaſſen, um die Muhme etwa auf den Jahrmarkt in die benachbarte Stadt zu begleiten, wo ſie, für die Bedürfniſſe des Hauſes ſorgend, ihre Vorräthe ankaufte, und ich gaffend und träumend neben ihr herging; denn all das Treiben und Trachten, welches ich hier ſah, hatte wenig Werth für mich. Ich verſtand dieſe Menſchen nicht, die ſo gierig nach einem Gewinn von einigen Groſchen ſchnappten, und ſich, um etwas beſſer zu eſſen und ſtattlicher zu wohnen, ſo müde laufen konnten. Gern kehrte ich jederzeit in mein ſtilles Thal und die grünumlaubte Pfarrwohnung zurück, und meine einzige Beſchäftigung außer jenen Stunden des Unterrichts, oder des eigenen Leſens, war die Pflege meiner Blumen. Nur dieſer Theil der Gartenluſt ſchien mir eines fühlenden Weſens werth, denn nur er allein war uneigennützig; und wie die wahre Schönheit keinen Nebenbegriff der Nützlichkeit duldet, ſo ſollte die Liebe zu den Werken des großen Alls rein, und nicht eine durch Ausſichten auf Frucht und Lohn verunſtaltete Wirkung der Wirthſchaft oder Gewinnſucht ſeyn.

Es waren wohl nicht meine eigenen, es waren meines trefflichen Vaters Gefühle und Anſichten, die ſich in mir auf dieſe Art ent-

wickelten. Auch ihm galt die Materie, welche den reinen Urstoff einhüllt, wenig, und wohl möchte man von ihm, wie Lucan vom Cato, sagen:

Ihm war's ein festlich Mahl, den Hunger stillen,
Des Römers rauhe Toga, die vor Frost
Die Glieder schützte, ihm ein Feyerkleid.

Mit diesen Ansichten ist noch Niemand reich geworden. Aber unsere Genügsamkeit hätte uns doch vor Mangel schützen können und sollen, wenn nicht der Krieg hinab und hinauf am schönen Rheinstrom gewüthet hätte. Er zerstörte den friedlichen Segen seiner Thäler und die stille Ruhe unsers einfachen Lebens. Unser kleines Vermögen ward sein Raub. Die freyen Ansichten meines Vaters in Rücksicht der Religion fanden jetzt neuen Anstoß, seit man, durch das furchtbare Beyspiel jenseits des Rheins erschreckt, vor jedem kühnen Gedanken doppelt erzitterte. Feinde benutzten diesen Anlaß gern. Meinem Vater ward untersagt, seine Grundsätze von der Kanzel zu verkünden, und ihm eingeschärft, sich streng an die herkömmliche Lehre zu halten; im Übertretungsfalle stand seine Pfarre auf dem Spiel.

Hätte er solchem Befehle folgen, was er einzig und allein für wahr erkannte, verläugnen,

und um ſchnöden Gewinnſt ſein Gewiſſen beflecken ſollen, indem er Dogmen und Geheimniſſe vortrug, die er als Wahn oder Menſchenſatzung in ſeinem Herzen verwarf? Er fuhr fort, ſeiner Überzeugung gemäß zu lehren, und es kam der Beſchluß des Conſiſtoriums, der ihn ſeiner Stelle entſetzte, ſeinen Nachfolger ernannte, und die nahe Zeit ſeiner Ankunft beſtimmte.

Ich kann nicht ſagen, daß uns dieſe Nachricht wie ein Donnerſchlag traf; denn ſie war vorauszuſehen. Nichts deſto weniger wirkte ſie zermalmend, wie er. Mein Vater ſchickte ſich an, die geliebte Pfarre und die Pfarrkinder zu verlaſſen, denen er durch zehn Jahre ein treuer Lehrer und Vater geweſen war, und der Gedanke an dieſen Abſchied brach ſein Herz im voraus. Nun aber ſtand noch eine mit allen Schrecken der Ungewißheit und des Mangels kämpfende Zukunft, und das Geſchick einer ſechzehnjährigen Tochter vor ihm, deren Bildung ſich eben in jungfräulicher Blüthe zu entfalten anfing.

Wir verkauften, was wir entbehren konnten. Die Älteſten des Dorfes waren uns hierin mit Rath und That behülflich, und wir wanderten endlich am beſtimmten Tage zu Fuß und trauernd, wie Milton's erſte Ältern, aus dem Paradieſe,

ohne zu wiſſen, wohin wir auf der wüſten, leeren Erde unſere Schritte wenden ſollten.

Mein Vater hatte lange gar nicht vermocht, irgend einen Plan für ſeine Zukunft zu entwerfen. Den Ausweg, den ihm die meiſten ſeiner Freunde riethen, eine Hofmeiſterſtelle zu ſuchen, ſchlug er aus, weil er ſich von mir trennen, und meine ſchutzloſe Jugend fremden Händen hätte überlaſſen müſſen. Eine Profeſſur war ſein Wunſch. Er war hierzu auf vielfache Art tüchtig, ſeine Freunde machten ihm Hoffnung dazu, und er rechnete auf ihre Verwendung. Wir gingen nach Caſſel, wo mein Vater Verwandte hatte. Aber ein Monath nach dem andern verging, eine Ausſicht nach der andern zerrann, und mit ihr unſere kleine Baarſchaft. Ganz gebeugt und entſchloſſen, jede Bedienung anzunehmen, richtete mein Vater endlich ſeine Schritte nach Heidelberg, wo man ihm Hoffnung gemacht hatte, bey dem Zuſammenfluſſe der Studierenden und ſeinem litterariſchen Ruf wenigſtens vor der Hand Correpetitionen zu erhalten.

O Gott! Mit welchen Empfindungen betraten wir das ſchöne Neckarthal, das aus Erzählungen und Schilderungen, aus Matthiſſon's ſchöner Elegie, mir immer als der Sitz der Heiterkeit

und des ſtillen Glückes vorgeſchwebt hatte! Es war im erſten Frühling, alle Anhöhen rings umher mit blühenden Obſtbäumen bedeckt, da links die majeſtätiſche Ruine, unten der helle Strom, und vorn hinaus der Blick in die unabſehliche Ebene! Mir war, als ginge mir die Welt auf — und ach, es war auch ſo! Hier knüpfte ſich der erſte Faden meiner ſo tief verworrenen, unſtäten Zukunft; hier ſank mein früheres ſtilles Leben wie ein ſanftes Schattenbild mit dem treuen Repräſentanten desſelben, dem geliebten Vater, ins Grab!

Krank, ſchwerathmend, auf mich geſtützt, wanderte er den Bergpfad an den wunderſchönen Anhöhen hinab, ſtand oft ermüdet ſtill, den Blüthenduft, den Hauch des Frühlings über die ſegensreiche Gegend her trinkend. Seine wunde Bruſt wurde durch ihren Balſam nicht mehr heil.

Wir richteten uns in einem abgelegenen Gaſthofe eng und ſtill ein. Mein Vater wurde täglich kränker. Bald konnte er das Haus nicht mehr verlaſſen, um ſeinen, ach, ſo dringenden Geſchäften nachzugehen, endlich auch die Stube nicht, und gegen Ende des Aprillmonaths feſſelten ihn Schmerzen, Mattigkeit und Sorge ans Lager.

Unſere ganze Baarſchaft war dahin. Mantzel

und Noth grinſeten mich furchtbar an. Ich hatte nichts, gar nichts, um dem verſchmachtenden Vater eine Labung zu verſchaffen. Zu arbeiten wußte ich nicht, und es hätte auch hier im fremden Lande bey der Pflege des Kranken nichts gefruchtet. Ich überwand daher, was mir das Härteſte war, meinen Stolz, mein Selbſtgefühl, und entſchloß mich, unſerer Wirthinn die ganze Tiefe unſers Elends zu entdecken und ſie, nicht um ein Anlehen — wovon hätten wir es bezahlen ſollen? — ſondern — ach Gott! um ein Allmoſen zu bitten! Sie war in dem Gärtchen, das rückwärts ans Haus ſtieß, und worin, um der ſchönen Ausſicht wegen auf die Berge und das alte Schloß, ſich oft Studierende einfanden, da aßen und tranken. Ich hatte das Gärtchen ſtets gemieden. Jetzt drängte die Noth. Mit bangklopfendem Herzen trat ich in die Thüre. Studenten ſaßen an Tiſchen, tranken, ſchmauchten, ſchrieen. Die Wirthinn ſah ſich um, wie die Thüre ging.

»Was will Sie hier, Jungfer?«

Ich winkte ihr mit bittender Gebehrde ſeitwärts. Sie kam. Ich trug ihr mein Anliegen vor. Sie fing an laut und unanſtändig zu ſchimpfen. Ich beſchwor ſie, meiner vor den Leuten zu ſchonen. Das heftige Geſpräch machte die Anweſen-

den aufmerkſam. Sie ſahen auf uns, meine Geſtalt fiel ihnen auf, ein Paar kamen näher, und ich dachte in die Erde zu ſinken. Die Wirthinn ließ ſich nicht irre machen. Die Burſchen glaubten ſich durch meine Armuth und das Betragen der Hausfrau berechtigt, ſich Freyheiten gegen mich herauszunehmen, Einer kniff mich in die Backen, der Andere zog ſeine Börſe heraus, und wollte mir Geld geben. Ich ſchrie vor Angſt und wollte ins Haus zurück. Da ſprang ein Dritter von einem nahen Tiſche auf, eilte auf uns zu, und fragte mit ſehr ernſter Miene, was es hier gäbe? Die Burſche, die Wirthinn ſchrieen ineinander. Er ſah mich an. Mein geſenkter Blick, und die Angſt, die in meinem ganzen Weſen ſich ausſprach, hatten ihm Alles geſagt.

Beruhigen Sie ſich, Mademoiſelle! Ich habe die Ehre zwar nicht, Ihren Herrn Vater perſönlich zu kennen; aber ich muß es für einen glücklichen Zufall halten, der mir hier ſeinen Nahmen und Aufenthalt kund macht. Ein Brief von einem Buchhändler an ihn wartet längſt in meiner Brieftaſche auf Beſtellung, und nur die Unmöglichkeit, ſeine Spur in ſeinem ehemahligen Wohnorte zu finden, hinderte mich bis jetzt —

Ich richtete mich auf. Ich ſah den Jüngling

an. Aus diesen feinen Zügen, aus diesem hellblauen Auge sprachen Edelmuth und Verstand, und sein Benehmen erweckte Zutrauen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in mein verödetes Herz. Es war möglich, daß ein ausständiges Honorar unsre Noth endigte.

Mein Vater schläft jetzt, sagte ich zu dem Fremden: Wäre es Ihnen gefällig, den Brief mir —

Tengenbach sah mich an — das war der Nahme des Jünglings, des einzigen Sohnes eines sehr reichen Hauses aus dem **schen — und ich verstand ihn.

»Ich habe den Brief zu Hause, antwortete er: Wann kann ich ihren Herrn Vater allein sprechen?«

Ich nannte die Stunde, verneigte mich und ging. Die wilden Bursche grüßten mich jetzt artig. Tengenbachs Schutz hat sich an mir bewährt.

Nach Tische kam er. Er hatte keinen Brief, kein Honorar, aber ein Herz voll Menschlichkeit und Willen zu helfen. Was soll ich durch ein genaues Wiederhohlen jener Ereignisse mein Herz fruchtlos martern, und unerbittlich die Schatten versunkener Empfindungen aus ihren kalten

Gräbern heraufbeſchwören? Was ſoll ich eine Zeit, die mir im halben Taumel des ungeheuerſten Schmerzens und überraſchend neuer Gefühle vorüberdämmerte, durch Auffaſſen und Zergliedern zu einem hohlen, quälenden Leben zwingen? Genug, der edle Tengenbach, vielleicht der edelſte Menſch, der mir je begegnet, verſchönerte durch ſeine Wohlthaten, aber noch vielmehr durch die Art, wie er ſie austheilte, die letzten Wochen in meines Vaters ſchwindendem Leben, und zog mich mit Banden der Dankbarkeit und eines innigen Wohlwollens an ſich.

Bey ihm hatte die Empfindung eine lebhaftere Richtung genommen. Er fing an, die Gerettete, die ihm ſo viel verdankte, mit Leidenſchaft zu lieben; aber er ſchwieg, und keine ſtürmiſch entriſſene Erklärung ſtörte die heilige Stille jener Stunden, die nur dem ſcheidenden Leben und der treueſten Pflege meines Vaters geweiht waren. Aus Tengenbachs Armen, der ihn bis zu dem letzten Hauche nicht verließ, kehrte der göttliche Funke in's große All zurück, und ſeine jammernde Tochter, die ſich auf der weiten, fremden Erde allein fühlte, ſah ihm mit unendlichen Schmerzen nach.

Aber ich war nicht verlaſſen, und als dem e-

ſten Schmerz ſein heiliges Recht widerfahren war, fing der treue Freund an, ſich mir in milderer Wärme zu nähern. Er ließ mich ahnen, was in ſeiner ſchönen Seele vorging, und zeigte mir eine Ausſicht auf eine ſorgenloſe, glückliche Exiſtenz. Mein Herz, das das Gefühl der Liebe nie gekannt hatte, bethört von heißer Dankbarkeit, von innigem Zutrauen, und aufgeregt durch die leidenſchaftliche Gluth, die des Freundes vorher ruhiges Betragen nun ſo ſeltſam, ſo ungleich, ſo ergreifend geſtaltete, hielt, was ich empfand, für ein antwortend gleiches Gefühl. Ich ſank an ſeine Bruſt, wir beſchwuren — ach, was vermißt ſich der Menſch! — den Bund ewiger Treue, und ich ward ein halbes Jahr nach dem Tode meines Vaters ſein glückliches Weib.

Ich wußte damahls nicht, welche Stürme ihm der Entſchluß, dem unbekannten, armen, anders glaubenden Mädchen ſeine Hand zu reichen, zugezogen, und wie viel er zu kämpfen gehabt hatte, um mich als ſeine Vermählte in das Haus ſeines ſtolzen Vaters zu führen. Erſt, als wir bereits in Fallowetz lebten, erfuhr ich es nach und nach, und dieſe Erkenntniß legte ein neues, ſehr ſchweres Gewicht in die Schale meiner Verpflichtungen gegen meinen Gemahl.

Tengenbach verſammelte bald Alles um mich, was mein Leben verſchönern konnte. Er hielt mir die beſten Meiſter für jene äußerlichen Fertigkeiten und Künſte, die das conventionelle Leben nun einmahl bey den höheren Ständen für unerläßliche Bedingungen des Anſtandes nimmt. Mein Geiſt war ohnedieß gebildet. Julius ergetzte ſich an ſeiner eigenthümlichen Richtung, und pflegte ſorgſam alle Blüthen desſelben. Mit inniger Freude horchte er meinen Gedichten, und weidete ſich an dem Beyfall, den ſie erhielten.

Seine Liebe zu mir entfaltete ſich immer zarter, immer inniger. Mir ging eine neue Welt aus ſeinen Begriffen und Anſichten, aus den ganz neuen Richtungen und Umgebungen meines Seyns auf. Unſer Schloß war der Sammelplatz alles deſſen, was rings umher Anſpruch auf höhere Bildung machte. Reiſende Künſtler beſuchten uns, und fanden es keinen Umweg, auf der Straße nach dem ſchönen Italien ein Paar Meilen landeinwärts zu fahren, um die Sängerinn der überall bekannten Lieder kennen zu lernen. Ich lebte unter allen dieſen Genüſſen wie ein glückliches Kind, und dachte nicht, daß es je anders werden könnte. Ach, es änderte ſich doch!

Je inniger Julius Liebe mich umfaßte, deſto

heißer war der Wunſch in ihm, über Alles, und um ſo mehr über das Wichtigſte und Heiligſte mit mir gleich zu denken. Unglücklicher Wunſch! Hier lag die erſte Quelle unſers Mißverſtehens! Hieraus entwickelten ſich die leidenvollſten Ereigniſſe!

Julius war von einem ſtrengen Vater und von einer ängſtlich liebenden Mutter in allen Lehren ſeiner vielfordernden Kirche auferzogen. Er war katholiſch, ich als Proteſtantinn geboren. Hierüber ſetzte zwar ſein klarer Verſtand ſich hinweg; aber er wünſchte, er forderte, daß ich wenigſtens ſeine chriſtliche Überzeugung theilte. Er brachte mir Bücher, er ſprach mit aller Gewalt, welche feſter Glaube und reiner Willen geben. Oft machte wohl ſeine heiße Beredſamkeit Eindruck auf mich; aber mein Stolz ſetzte ſich entgegen. Ich wollte Anſichten nicht weichen, die ich für untergeordnet und beſchränkt hielt. Mein Gemüth fing an, ſich von Julius zu entfernen; aber ſeine Trauer um mich ſchien ſeine Neigung noch mehr zu verſtärken, wie die Mutter mit ängſtlicherer Liebe an dem krankgeglaubten Kinde hängt.

Während dieſer Ereigniſſe, die freylich nur die Welt meines Inneren betrafen, nahten ſich die

Kriegesſtürme unſerer Gegend. Viel Militär paſſirte durch, und manchmahl hielten ſich die Schaaren längere Zeit auf. Auch unſer Schloß ward von ihnen belebt. Verſchiedene Geſtalten zogen an uns vorüber, ohne einen Eindruck zurück zu laſſen, bis endlich ein Uhlanenregiment in die Umgegend kam. Der Oberſte wurde bey uns einquartirt. Er war ein Mann von mittleren Jahren, ernſt, wortarm, von dem ſich wenig für den geſelligen Umgang zu verſprechen war. Am dritten Tage — es war ein neblich melancholiſcher Herbſttag — ging Julius mit dem Oberſten auf die Jagd, und ich war beynahe allein im Schloß. Mich reizten der trübe Himmel und die Nebelgebilde, die vor dem kühlen Septemberhauche hinzogen. Oſſians Lieder im Arbeitsbeutel, ging ich die Schloßtreppe hinab, um mich im Garten zum Leſen hinzuſetzen. Da klirrte es von Sporen und Säbeln die Stufen herauf, und bey der Wendung ſtand ich vor einem Uhlanenoffizier, der, von ſeinem Burſchen unterſtützt, die Treppe langſam heraufkam. O wahrlich! So müſſen jene Caledoniſchen Helden ausgeſehen haben! Die ſchlanke, hohe Geſtalt war in nachläßiger Beugung auf die Schulter des Dieners geſtützt. Reiche, blonde Locken

umwallten ein Geſicht, deſſen reine Formen durch die Bläſſe der Haut und eine ſichtbare Schwäche noch intereſſanter wurden, und zwey kornblumenfarbene Augen blickten mich erſtaunt und düſter an.

Es iſt die Gebietherinn des Schloſſes, hub der Offizier mit leiſer, aber angenehmer Stimme an, die ich hier die Ehre habe zu ſehen?

Ich verneigte mich bejahend. Meine Überraſchung benahm mir die Worte.

Ich bin der Adjutant des Herrn Oberſten, der ſo glücklich iſt, hier zu wohnen, fuhr er fort: Eine Krankheit, die mich auf unſerer letzten Station befiel, hinderte mich, ihn zu begleiten. Sobald ich konnte, habe ich mich auf den Weg gemacht.

Er ſchien erſchöpft, und das Treppenſteigen, ſo wie das Sprechen ihn zu ermüden. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich den Oberſten von ſeinem kranken Adjutanten hatte reden hören. Ich bath den Offizier ſich zu ſchonen, und auf einem Sitze von Stein an dem Bug der Treppe auszuruhen. Er dankte mir, aber er blieb auf den Burſchen geſtützt ſtehen, und ich glaubte zu bemerken, daß ſeine Blicke mit einer Art von Verwirrung auf mir weilten.

Wir wechſelten noch einige Worte. Der Offi-

zier bath mich meinen Weg nicht zu unterbrechen. Ich werde mit Ihnen zurückgehen, ſagte ich, und einige Anſtalten treffen; mein Spaziergang hat Zeit. Das that ich nun auch, gab Befehle für die ſorgfältige Pflege des neuen Gaſtes, der ihrer ſo ſehr benöthigt zu ſeyn ſchien, und ging dann erſt in den Garten hinab.

Ich erzähle dieſes erſte Zuſammentreffen weitläufig, nicht, weil es an ſich wichtig war, aber weil das große Verhängniß aus ſolchen ſcheinbar unbedeutenden Fäden die Seile dreht, an denen es uns zum Abgrund reißt.

Mir war ſeltſam zu Muthe. Ich konnte die Stille nicht finden, die zum Genuſſe einer Oſſianiſchen Dichtung gehört. Um mich her waren herbſtliche Ruhe, trüber Himmel, welkende Büſche, an den Bergen jagte der rauhere Wind Nebel hin, und in mir régte ſich eine wunderbare Unruhe. Ich wollte leſen. Ich verlor die Zeilen, der Sinn zerrann vor dem Geiſte, der ihn feſtzuhalten ſtrebte. Ich ſtand auf, und wandelte die Alleen hin und her. Endlich ward es etwas ſtiller in mir, der Abend ſank, und ein unbegreifliches, wehmüthiges Gefühl ergriff mich in dieſer ſinkenden Dämmerung, mit den einſchlummernden Lüften, die kaum mehr die welken Blätter zu meinen Füßen

kräuſelten, und mit melancholiſchen Lauten durch das ſtarrende Laub flüſterten.

Jetzt ertönte das Jagdhorn. Die Herren kamen zurück. Ich eilte Julius entgegen. Es war mir, als käme er aus weiter Entfernung, aus einer Gefahr, und ich umſchloß ihn mit ſeltſamer Innigkeit. Er erwiederte die befremdende Umarmung herzlich. Ach, ſein ſchönes Herz hat es nie an einer Erkennung und Erwiederung meiner noch ſo geſpannten Gefühle fehlen laſſen!

Von der Ankunft des fremden Offiziers, obgleich er mir noch keinen Augenblick aus den Gedanken gekommen war, hätte ich um keinen Preis erzählen können, ohne daß ich wußte, woher dieſes innere Widerſtreben kam.

Die Ordonnanz trat indeſſen hervor, und meldete dem Oberſten, daß der Adjutant eingetroffen wäre. Hier erheiterte ſich des mürriſchen Mannes Blick zum erſten Mahle. Es ſchien ihn zu freuen, er fragte, wie er ſich befände, wo er ſey? u ſ. w. Ich ſtand ſtumm, als wüßte ich eben ſo wenig von ihm, als vom Mann im Monde.

Der Oberſte verließ uns jetzt, um den Adjutanten, der ſchon zu Bette war, zu beſuchen. Am andern Morgen brachte er ihn zu uns herüber. Oberlieutenant Baron Fallſtädt! ſagte er: Mein

Neffe, mein Sohn! Der junge Mann neigte ſich mit ſchönem Erröthen, und drückte des Oberſten Hand an ſein Herz. Ihm danke ich das Leben, fuhr der Oberſte fort: Er hat es mir aber nicht allein in der Schlacht gerettet, er verſchönert mir's auch nun.

Fallſtädt erröthete noch mehr, und bath den Oberſten, ihm die Erfüllung ſeiner Pflicht nicht ſo hoch anzurechnen. Er war unendlich liebenswürdig, indem er dieß ſagte, und auch der alte mürriſche Mann ſchien mir ganz anders, als ſonſt.

Ein freundliches Leben begann nun. Ach es war der Vorbothe ſchrecklicher Stürme, und tückiſch, wie immer, lullte das feindſelige Schickſal mich in ſanfte Ruhe, um mich um ſo gräßlicher zu wecken!

Fallſtädt entwickelte im näheren Umgange eine wunderbare Bildung, eine Lebendigkeit und zugleich eine Kindlichkeit des Gemüths, wie ſie mir noch nie, auch nicht an Julius, der mir bisher als die höchſte Tendenz männlicher Vervollkommung gegolten hatte, erſchienen war. Er war ſchön, jung, reich, von angeſehenem Hauſe, und mit aller Sorgfalt erzogen. Die Welt lächelte ihn im Roſenlichte an, und ſein kräftiges Gemüth umfaßte ſie mit allen ihren Freuden und Reizen, ohne

auch nur von Einem ihrer Laſter befleckt zu ſeyn. An dem Oberſten hing er mit kindlicher Neigung, Julius begegnete er achtungsvoll, wie einem älteren, klugen Freund, mit mir aber ſcherzte und dahlte er, wie mit einer jüngeren Schweſter. Er erſann tauſend Poſſen, wir kehrten das Schloß mit einander um, Julius mußte mit in unſere Thorheiten einſtimmen, und oft nöthigten wir auch dem grämlichen Onkel ein Lächeln ab, der bald der Onkel vom ganzen Hauſe, ſo wie Theodor der allgemeine Bruder war.

Dieſe Seite des Lebens war mir neu. Ich zählte kaum neunzehn Jahre. Sorglos gab ich mich den willkommenen Eindrücken hin, und fühlte bald mein Innerſtes auf eine Weiſe angeregt und in ſo angenehme Schwingungen verſetzt, wovon ich vorher, bey Julius ſtillem, ernſten Sinn, keinen Begriff hatte. Doch wozu verfolge ich eine unglückliche Leidenſchaft, die für mich zur Quelle endloſer Schmerzen, und nur ſeltner, nie ungetrübter Freuden ward, bis in das verborgenſte Labyrinth meines Herzens, und entfalte mit unſeliger Genauigkeit jede längſt verklungene Regung? — Theodor war mir unvermerkt mehr, als ein Spielgefährte und Bruder geworden; aber da ſich mein Gefühl für ihn ganz anders geſtaltete, als das

war, was ich bey unſerem erſten Zuſammentreffen für Julius empfunden hatte, ſo erkannte mein argloſes Herz dieſe Empfindung nicht.

Aber Julius erkannte ſie. Seine zarte Liebe für mich und ſeine Menſchenkenntniß zeigten ihm den Abgrund, an dem ich wandelte, und in den ich ihn und Theodor mit mir hinabzureißen im Begriffe ſtand. Liebreich, trauernd, aber ohne die geringſte Bitterkeit, ohne Vorwurf eröffnete er mir Überraſchten den Zuſtand meines Herzens, und machte mich auch darauf aufmerkſam, daß ich ſeine ſtille Trauer ſeit Wochen überſehen, und daraus auf die Befangenheit meines Herzens ſchließen könnte, die ihn endlich, ſo viel es ihn auch koſte, genöthigt habe, ein Stillſchweigen zu brechen, welches länger weder mit meiner Ruhe, noch mit der Ehre ſeines Hauſes beſtehen könne. Ach, er war ſo ernſt und ſo mild, ſo entſchloſſen, und doch ſo weich in dieſer unvergeßlichen Stunde!

Ich fiel an ſeine Bruſt, ich weinte, ich klagte, mein aufgeſchrecktes Gemüth fand keinen Halt und keine Sicherheit. Julius ſuchte mich zur Ruhe zu ſprechen. Er gab meinem ungewiſſen Umgreifen einen Zweck, und meiner vergeblichen Haſt eine Richtung, indem er mir vorſtellte, daß, wenn ich ihn wahrhaftig liebte, und zu innerem Frieden

gelangen wollte, nur Trennung und ſtrenges Fernhalten die einzige Rettung ſey, die uns Allen übrigte.

Mein Blut erſtarrte. Trennung von Theodor! Schnelle, ewige Entfernung! Ich vermochte den Gedanken nicht zu faſſen. Julius ließ mich aus ſeinen Armen los. Er hatte meine Seele durchſchaut. Aber auch ich erkannte deutlich, daß mein Schickſal entſchieden war. Mir war ein helles Licht aufgegangen. Jetzt, jetzt liebte ich. Das, was ich jetzt empfand, war Liebe und Leidenſchaft; was mich früher an Julius gezogen, und ich dafür gehalten hatte, war nichts, als die Neigung und Dankbarkeit geweſen, die mein eben erwachendes Gefühl auf den erſten Gegenſtand, der ihm würdig und anziehend erſchienen war, in natürlicher Täuſchung übertragen hatte.

Ich ſah ein, daß nun Etwas geſchehen mußte, und ich entdeckte mich Theodor. Er ſchauderte. Auch er erkannte, wie Julius, die Nothwendigkeit einer Trennung; aber ſein Regiment ſollte noch drey Monathe in der Gegend ſtehen, und er hätte daher nothwendig ſeinen Oheim ins Geheimniß ziehen müſſen, um von hier fort zu kommen. Das ſchien uns unmöglich, denn wir kannten ſeine ſtrenge Geſinnung, und Theodor fürchtete Auf-

tritte. Wir beſchloſſen daher uns zu bewachen, zu beherrſchen, und er blieb.

Eine Weile ging es leidlich, und wir ſahen uns äußerſt ſelten; aber mein Frieden war zerſtört, und mein Verhältniß zu Julius war es eben ſo. Er war ernſter, düſterer als je, ich aber geſpannt und ungleich. O, vermeſſe ſich nur Niemand, mit einer Leidenſchaft ſtreiten, ſie beſiegen zu wollen! Wie ein geſpenſtiſcher Feind wächſt ſie während des Kampfes ſelbſt rieſenhaft an, und der verwegene Streiter, der ſich mit höheren Mächten eingelaſſen, erliegt zuletzt doch als ein Opfer ſeiner Vermeſſenheit.

Das war unſere Geſchichte. Wir ſelbſt erkannten unſere Lage nicht. Nur Julius ſah Alles kommen, und nachdem er mich noch mehr als einmahl liebreich ermahnt hatte, zog er ſich immer finſterer und finſterer zurück. Ich ſah ſeinen Schmerz, ſeine verblühende Jugend. Ich hielt nie Alles vor, was ich ihm ſchuldig war. Vergebens! Der todte Leichnam eines Gefühls, das nie eigentlich lebendig geweſen, ließ ſich keine Seele mehr einhauchen. Mein Kampf war fruchtlos, Freund und Feind riſſen und ſtießen mich in den Abgrund. Vor Julius hielt mich eine ängſtliche Scheu zurück. Theodor, der mich floh, ver-

blühte ſichtlich, und ich ſah, wie im Rieſenkampf mit der unbezwinglichen Empfindung auch ſeine Kraft erlag.

Endlich brach meine mühſame Faſſung. Ich redete ihn an, wie ich ihn mit verfallenen Wangen und erloſchenem Blick zufällig in der Bibliothek vor demſelben Buche antraf, das ich ſchon ſeit mehreren Tagen an dem Platze, wo er täglich las, auf derſelben Stelle aufgeſchlagen gefunden hatte. Wild ſtarrte er von den unbeachteten Blättern empor, er fing an zu zittern, und ſtürzte mir zu Füßen. Ich kann nicht mehr! rief er: Ich muß fort, oder ich ſterbe hier! Dieſe Töne zerriſſen mein Herz. Jeder Vorſatz war zernichtet, jeder fruchtloſe Streit geendet. Wir erkannten deutlich, wie den Sonnenſtrahl, der, aus der Höhe des Gewölbes auf uns niederleuchtend, unſern Bund in göttlichem Licht zu verklären ſchien, daß wir nur mit einander den Endzweck unſers Daſeyns erreichen, und ohne einander wie Pflanzen, vom mütterlichen Boden geriſſen, elend, verworren, nächtlich vergehen müßten. In dieſem lebensfrohen, kräftigen Gemüth hatte mein Herz, was es bedurfte, und Alles, was ich unkundig und mißverſtehend in Julius gefunden zu haben wähnte, und oft, ohne meinem un-

behaglichen Gefühle Worte geben zu können, in ſeinem Umgange ſchmerzlich vermißt hatte, ſtrahlte mir hier hell und lebendig entgegen.

Aber nun thürmten ſich den einverſtandenen, vereinten Herzen neue Hinderniſſe entgegen. Welche Ausſichten für die Zukunft! Welche Mittel, die Bande zu löſen, die keinen Frieden, kein Glück mehr gaben, und nur laſtend auf Julius und mir lagen?

Da entdeckte zufällig ein Geſpräch Fallſtädt den Unterſchied zwiſchen meiner und Julius angebornen Religion; denn, überzeugt, daß das Äußere jedes Glaubens nur Form iſt, hatte ich die meiſten Ceremonien der katholiſchen Kirche mitgemacht, um meines Mannes Unterthanen keinen Anſtoß zu geben. Auch Fallſtädt war Proteſtant, und alſo Scheidung und Knüpfung eines zweyten Ehebandes für mich möglich. — Aber Julius ſollte darum wiſſen, und ſich freywillig in die Trennung von einem Weſen fügen, das er zwar nach ſeiner ruhig düſteren Weiſe, aber gewiß noch immer ſo innig liebte, als im erſten Augenblick! Hier lag für mich die unüberwindlichſte Schwierigkeit, und ich hätte beynahe, um Julius dieß Unglück zu erſparen, allen meinen Hoffnungen entſagt. Aber Fallſtädt machte mir

begreiflich, daß Julius ſelbſt an der Seite einer Frau, die nur Zwang und Pflichtgefühl bey ihn feſthielten, ſich nie mehr glücklich fühlen würde, und daß ein großer Schmerz dem entſchloſſenen Manne immer erträglicher ſey, als unaufhörliches Mißbehagen. Er entwickelte mir alle Gründe für die Eheſcheidung, die unſer Glaube zuläßt. Ich erkannte ſie, und es handelte ſich nur um die Art und Weiſe, dieß Alles Julius mit der gehörigen Schonung und Achtung zu wiſſen zu thun.

Hieran ſcheiterten nun unſer Muth und unſere Erfindungskraft. Ach, Julius ſtand in dem Augenblicke, wo ich im Begriff ſtand, den Dolch in ſein allzuzärtliches Herz zu ſtoſſen, in allem Glanze ſeiner Tugenden, in der Verklärung alles deſſen, was er an mir und meinem Vater gethan, vor mir! Ich konnte ihm nicht von Scheidung ſprechen, und ich konnte, nachdem ich davon geſprochen hätte, und das unſelige Wort über meine Lippen gekommen wäre, auch nicht Eine Stunde neben ihm leben!

Indeſſen näherte ſich der Tag, an dem das Regiment aufbrechen, und unſere Gegenden für immer verlaſſen ſollte. Jetzt mußte ein Entſchluß gefaßt, und Alles entſchieden, oder vielleicht für immer aufgegeben werden.

Wir waren in der ſchrecklichſten Lage. Da ſchlug Fallſtädt in halber Verzweiflung mir einen kühnen Schritt vor, Flucht mit ihm! Aus der nächſten Stadt, in der wir uns aufhalten könnten, wollten wir dann Beyde an Julius ſchreiben, und ſo aus der Ferne ein Band leichter auflöſen, auf deſſen gänzliches Zerreißen wohl unſer jetziges Benehmen und jene plötzliche Entfernung Tengenbach ſchon vorbereitet haben müßten.

Ich gehe ſchnell über dieſe Tage hin, die, wenige kommende abgerechnet, gewiß die ſchmerzlichſten meines Lebens waren. Es geſchah, wie wir es entworfen hatten, und aus ** burg ſchrieben ich und Fallſtädt an Tengenbach.

Wir erhielten lange keine Antwort. Ach meine düſtere Ahnung war eingetroffen! Unſere Entfernung hatte ihn auf's Krankenlager geworfen. Nach vierzehn Tagen erſt war er im Stande zu ſchreiben. Aber, was wir erhielten, war kein Brief, es war eine gerichtliche Erklärung, daß er ſich meiner Scheidung und Wiedervermählung nicht widerſetzen wolle. Dabey folgten Koffer und Kiſten mit meinen Kleidern, meiner Wäſche, meinem Schmuck und dem, was der Heirathsbrief, im Fall ich Witwe würde, mir zuſicherte.

Ich war niedergedonnert. Auch Fallſtädt fühlte ſich beſchämt. Er handelte an meiner Stelle. Mit einem höchſt achtungsvollen Briefe ſandte er alle meine Habſeligkeiten und das Geld zurück, nachdem ich aus dem ganzen Schmucke nur Tengenbachs Bild, mit Brillanten beſetzt, und eine Kette, aus ſeinen dunkeln Locken geflochten, zum Andenken des edelſten Mannes zurückbehalten hatte.

Bald darauf wurde unſer Bündniß vollzogen, und ich hörte, daß Julius ebenfalls Fallowetz verlaſſen, und eine große Reiſe angetreten hatte.

Wir lebten in einer kleinen Stadt, worin der Stab von Fallſtädt's Regiment lag. Ich fühlte mich glücklich an ſeiner Seite. Ich hätte über nichts, gar nichts zu klagen gehabt; denn auch eine ſchöne Hoffnung, die mir während der vier Jahre meiner Ehe mit Tengenbach nicht gelächelt hatte, ging mir jetzt zum erſten — und ach, zum letzten Mahle auf! Aber der Fluch, der auf meinem Leben lag, mußte ſein finſteres Recht behaupten. Wie der Schatten eines Ermordeten ſchwebte Julius blaſſes Bild, den Ausdruck tiefen Schmerzens in den ſanften, blauen Augen, unabläßig vor mir, ſtellte ſich zwiſchen Theodor

und mich, und ſcheuchte mich oft aus ſeinen Armen empor. Nach einem halben Jahre — o nein! der Schmerz und der Schrecken tödten nicht, ſonſt müßte ich längſt Ruhe im Grabe gefunden haben — brachte man Fallſtädt, der beym Exerciren ein ſehr wildes Pferd geritten hatte, ſterbend mit zerſchelltem Haupte in ſein Quartier zurück. Er war mit dem Roſſe bey einer gähen Schwenkung von einer ſteilen Anhöhe herabgeſtürzt.

Er kannte mich noch, er nahm noch Abſchied von ſeinem verzweifelnden Weibe, und hauchte den ſchönen Geiſt nach einer Stunde in meinen Armen aus. Einen Schleyer über dieſe Epoche!

Als ich nach Wochen in's Bewußtſeyn erwachte, erfuhr ich, daß Theodor's Sturz mich auch noch eines anderen zu hoffenden Glückes beraubt hatte. Ich hatte zu früh ein todtes Kind geboren und lange am Rande des Grabes geſchwebt.

Ein halbes Jahr verging, ehe ich meines Körpers und Geiſtes ſo weit mächtig ward, um außer mir etwas deutlich zu erkennen, und wieder in die Verrichtungen des Lebens einzutreten. Fallſtädt's großmüthige Liebe hatte mich in den Beſitz ſeines ganzen Vermögens geſetzt. Ich war ſehr reich an Gütern, und ganz an Glück verarmt.

Man ſchlug mir vor, zu reiſen. Ich ging nach Italien, mit zerſtörtem Sinn und höchſt kränklichem Leibe. Dort lernte ich in Venedig eine deutſche Frau, Bertha von Selnitz, kennen, an die mich Landsmannſchaft, ihr ewig heiterer Sinn, und ihre zu mir gefaßte Liebe immer inniger banden. Sie ſchloß ſich hülfreich an die leidende Landsmänninn, und änderte, mir zu gefallen, ihren Reiſeplan. Wir gingen nach Mailand, Florenz, Rom und Neapel; als ſie aber endlich nach Deutſchland zurückkehren mußte, hatte ich den Aufenthalt in Italien für meine Geſundheit ſo zuträglich gefunden, daß die Ärzte ſelbſt darauf drangen, ich ſollte noch wenigſtens Ein Jahr da verweilen.

In Rom, wo die deutſchen Reiſenden eine Art kleiner Republik bilden, die jeder kunſtliebende Fremde aufſucht, und in deren gemüthlichen Mitte ich mich, ſo leidlich es ſeyn konnte, befand, lernte ich einen reichen Pohlen, der aus Kunſtliebe reiſete, Herrn von Sarewsky, und einen höchſt intereſſanten deutſchen Künſtler, oder Kunſtkenner, Lothar, kennen. O es war eine verhängnißvolle Stunde, die mir in Thorwaldſon's Attelier an Einem Tage dieſe beyden Geſtalten wies!

Herr von Sarewsky fühlte sich bald von einer Empfindung für mich beseelt, die ich damahls irgend Jemand auf dieser Welt einzuflößen weder wünschte noch dachte. Er ließ sich bey mir aufführen. Sein angenehmes Äußeres, die gewandte Bildung, der feine Ton, den er sich, wie die meisten seiner Landsleute, leicht und anmuthig zu eigen gemacht hatte, und mancherley schöne Kenntnisse zeigten ihn mir als einen eben so angenehmen als schätzbaren Gesellschafter. Aber er fühlte mehr. Seine Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, und er warb um meine Hand. Ich glaubte die Fähigkeit zu lieben in meinem zerrissenen Herzen ausgestorben, und verweigerte meine Zustimmung. Er drang in mich. Ich wies ihn heftig zurück. Er fühlte das tief, und erkrankte; aber er enthielt sich jeder Klage und jedes Vorwurfs. Nur durch seine Freunde wußte ich, was, und warum er litt. Das brach mein Herz in Mitleid und Achtung. Ich ließ ihm sagen, ich wollte ihn besuchen. Ach warum ließ ich mich hinreißen! Es war ein Auftritt voll zarten Gefühls, und tiefer, wahrer Rührung. — Sarewsky wurde mein Gemahl. Er hatte mich geliebt, ohne mich zu kennen, und ich hatte ihm meine Hand gereicht, ohne etwas mehr, als seine äußeren Le-

bensverhältniſſe zu wiſſen. Die Ungleichheit und das Unübereinſtimmende unſerer Charactere traten bald ſchneidend hervor. Wir wurden uns gegenſeitig zur Laſt, und trennten uns nach einem Jahre einer unzufriedenen, mißglückten Ehe.

Von nun an entwickelte ſich je mehr und mehr in meinem Gemüthe jenes Gefühl der Unzulänglichkeit aller Freuden und Genüſſe, welche die Welt uns beut. Abgeſtoßen, verletzt vom Äußeren um mich her, zog ich mich immer mehr in mein Inneres zurück, und baute dieß mit Luſt und Liebe an. Meines Vaters ſorgfältiger Unterricht, Tengenbachs zweckmäßige Anleitung, und was ich in Italien gehört und geſehen, verſchmolzen ſich in ein Ganzes, wie es bey echter Geiſtesbildung immer ſeyn ſoll. Ich dichtete viel, und mit Glück. Meine ſchönſten Lieder, meine beſten Erzählungen ſtammen aus dieſer Zeit des Conflicts meines Inneren mit dem ungenügenden Äußeren her. Eben dieſe elegiſche Stimmung, die mich in mich ſelbſt zurückdrängte, breitete den wehmüthigen Schleyer über meine Producte, der ihnen in den Augen der Welt ſo hohen Werth gab. Ich ſelbſt war nicht glücklich, und erfreute Andere, indem ſie ſich in ſympathetiſchem Gefühl

an dem Schmerz weideten, mit dem mein verletztes Gemüth die Eindrücke der Außenwelt abspiegelte.

Ich machte in dieser Zeit manche Bekanntschaft, die mir mehr zu werden versprach. Ich schloß mich an Frauen, an Männer an, und zog mich nach einer Weile wieder getäuscht, gekränkt zurück. Meine Gesundheit war zerstört, mein Glück ebenfalls. Dennoch rang ich nach ehemahls gekannten Freuden, ich sehnte mich darnach, ich suchte sie, und wenn ich sie zu ergreifen dachte, verschwanden sie entweder unter meiner Hand, oder ein grausames Schicksal, nicht müde mich zu verfolgen, entriß sie meinen nachstrebenden Armen So durchreisete ich während vier ganzer Jahre Italien, die Schweiz und Deutschland, und ach, wie das schöne, tiefgefühlte Lied sagt:

»Nur da, wo ich nicht war, war mein Glück.«

Die letzte Täuschung war es noch, als ich den unglücklichen, ach durch mich unglücklichen Fahrnau in * *bad kennen lernte. Seine und meine Briefe finden sich in einem Fache meines Schreibtisches. Sie erklären Alles. Nie ist etwas Unwürdiges zwischen uns vorgefallen. Aber ich hatte mich in ihm geirrt. Verleitet von einer zu em-

pfänglichen Einbildungskraft, der ich nicht zürnen kann, weil sie zugleich eine schöne Himmelsgabe ist, verblendet durch eine hinreißende Gestalt, angezogen durch Liebeswürdigkeit, Ritterstinn, Edelmuth und kindliche Hingebung, glaubte ich in ihm endlich das gefunden zu haben, was mein irrendes Herz so lange vergeblich suchte. Und noch jetzt gebe ich diese Vorstellung nicht ganz auf; ja, ich glaube, wenn nicht Vorurtheile und heilige Pflichten zugleich dieß Herz in eine so seltsame Stellung gegen mich gebracht, und unser Verhältniß so wunderbar verworren hätten, mit Einem Worte, wenn Fahrnau frey gewesen wäre, ich wäre nicht unglücklich mit ihm geworden.

Nun aber komme ich an die entscheidende Periode meines Lebens — — —

Von Leonorens Hand.

Hier war der Aufsatz, der viel früher, als das Ende desselben, geschrieben zu seyn schien, abgebrochen. Was noch folgt, war mit zitternden, kaum leserlichen Zügen, wahrscheinlich in der letzten Nacht der Unglücklichen, von ihr für mich beygefügt:

»Du bist um mich! Du, Weib des von mir verlockten, dir entrissenen Gemahls! Du naheſt dich mir, das einzige, theilnehmende Weſen, und geleiteſt meine letzten Schritte auf der Schmerzensbahn! Gottlob! Es ſind die letzten!«

»Ich bin verlaſſen — verlaſſen von dem, dem ich Alles, Alles, was mir theuer war, aufgeopfert — verlaſſen, hingeſchlachtet um eines ſtolzen, kalten Weibes willen, die mich mit Härte und Liebloſigkeit zu behandeln ſich erfrechte, weil ich mein heiligſtes Gefühl höher, als den leeren Schein, dieſen Götzen der conventionellen Welt, geachtet, und meine Liebe zu dem Mann, an dem ich mit allen Kräften meines Weſens hing, nicht ſchlau verleugnet habe! Sie hat ihn nicht geliebt, und ihm doch erlaubt, und vielleicht gewährt, was er von mir nie erhielt, nie erhalten haben würde. Boshaft und liſtig wollte ſie beydes genießen, den unbefleckten Ruf, und verbothene Freuden; aber die Nemeſis hat ſich gerächt.«

»Sie iſt entlarvt und geſtraft, aber auch ich bin zu Grunde gerichtet. Krank, im Innerſten zerſtört, welkt mein Körper in der Blüthe der Jugend einem langſamen, ſchmerzhaften Tode entgegen. Mein Ruf iſt zernichtet, die Schwin-

gen meines Geiſtes ſind gebrochen, und ich fühle es, ich kann hierin nichts mehr leiſten. An mir nimmt Niemand Theil, meiner bedarf Niemand, ich ſtehe allein in der Welt. Warum ſoll ich ein Leben ertragen, um deſſen Übernahme mich Niemand gefragt hat? Warum ſoll ich ein aufgedrungenes Geſchenk nicht von mir werfen? Zum Leiden hat uns der Weltgeiſt nicht beſtimmt, und wenn jede Faſer unſers Ichs auf eigene, ſchmerzhafte Weiſe zuckt, und wenn wir wiſſen, daß das nicht anders werden kann — wer kann es uns verdenken, wenn wir von dem Schauplatz abtreten, auf dem wir nichts mehr leiſten, uud nur Qualen fühlen können? Nein! Wir haben das Recht, uns das Leben zu nehmen; denn wir haben das Recht, der Beſtimmung des Weltgeiſtes bey unſrer Ausſtrömung zu folgen. Wir ſollen wirken und glücklich ſeyn, oder glücklich machen. Alle dieſe drey Bedingungen ſind nun von meinem elenden Seyn abgebrochen, und ich werfe es ihnen nach!«

»Du aber, treue, mitleidige Seele, nimm noch meinen heißen Dank und dieſe Blätter! Sie ſeyen dein Vermächtniß! Möchten ſie deine Blicke zuweilen mitleidig auf das Schickſal einer Unglücklichen zurückleiten, welche dir den einzi-

gen Troſt, deſſen ſie noch fähig war, den Troſt der theilnehmenden Freundſchaft dankt!«

»Und nun noch zwey Bitten! In deine Hände lege ich mein Teſtament. Du wirſt über ſeine Vollziehung wachen. Das Packet, an den Oberſten Lothar überſchrieben, ſendeſt du ihm nach. Er wird erkennen, was er verließ.«

»Das Bildniß meines ſtets verehrten erſten Gemahls, ſammt der Haarſchnur mit dem goldenen Kreuz, bitte ich Dich, ihm zurückzuſtellen. Es hat immer unter meinen Heiligthümern gelegen. Julius ſehe daraus, daß ſein Andenken mir immer theuer geweſen, und daß ich im Stande war, die Tugend zu ehren, weil ich ihn nie verkannte. Was uns getrennt, war nicht ſowohl meine Schuld, als eine unſelige Verkettung der Umſtände und der zerfloſſenen Täuſchung.«

»Denkt Fahrnau meiner noch ohne Haß, ſo bringe auch ihm ein Lebewohl! Und nun, gute Nacht, Leonore! — Auf lange — auf ewig gute Nacht!

Sieben und zwanzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Aus dem Lager bey ** den 12ten August 1813.

Verhängnißvolle Tage sind vorüber. Vor den Wällen von Dresden liegen Tausende erschlagener Krieger, die fruchtlos in dem unglücklichen Ringen der Verzweiflung gegen die eingewurzelte Übermacht gefallen sind. Regenströme, Stürme, und alle Wuth aufgeregter Elemente schienen von der Vorsicht selbst erregt, sich dem Unternehmen zu widersetzen. Alles ist wider uns, und wider unser unglückliches Vaterland. Der treulose Boden wich unter den gleitenden Streitern, das stürzende Wasser näßte ihre Feuerröhre, und der Feind, dem man, durch listig angesponnene Unterhandlungen hingehalten, Zeit ließ, hat, das ganze blühende Land um die schöne Königsstadt herum verwüstend, sich bis an den Hals eingegraben.

Ach ich fürchte, daß wir wenig oder Nichts ausrichten, und vielleicht unſern Zuſtand noch verſchlimmern werden! Dennoch bin ich überzeugt, daß der Kampf begonnen werden mußte, und ich ſtehe entſchloſſen in den Reihen derjenigen, die entweder mit der letzten Kraft das Vaterland befreyen, oder ſich unter ſeinen zerfallenden Trümmern begraben wollen. Wäre der ſchöne Sinn, der jetzt die Fürſten und die Heere belebt, vor zehn Jahren in ihnen aufgewacht, dann würde er gewiß gefruchtet haben, und Deutſchland wäre gerettet geweſen. Aber jetzt? —

Fahrnau denkt anders, als ich, und ich erhohle mich oft an ſeinen freudigen, kühnen Anſichten. Ihn ſchreckt dieß erſte traurige Vorſpiel nicht. Er hegt die ſchönſten Hoffnungen, wenn nur die Nation ſelbſt und die Fürſten den Muth nicht verlieren, ja, er glaubt, daß ſelbſt die erſten mißlungenen Unternehmungen ſie zu neuer und lebhafterer Anſtrengung anſpornen werden. Auch iſt er ganz mit Leib und Seele Soldat, und nach einem Kerkeraufenthalt von anderthalb Jahren, nach allem Gram und phyſiſchen Leiden, die über ihn ergangen ſind, hat ſeine Seele, wie ſein Körper, ſich wieder ſtark und freudig aufgerichtet. Er theilt alles Ungemach, alle Beſchwerden mit ſei-

nen Gemeinen, und ſchläft im Bivouac ſo ſanft, wie auf ſeinem Ahnenſchloſſe. Sein Muth belebt Alles um ihn her. Doch weiß ich — er iſt nicht glücklich, und es nagt ein Wurm an ſeiner Seele, deſſen ſchmerzende Stiche das Geräuſch des Lagers und die Thätigkeit ſeines Berufs nicht immer übertäuben.

Wir haben uns erklärt. Ich habe ihm offen geſtanden, was er errathen, oder vielmehr ſchon längſt geglaubt hatte, ehe wir uns geſehen. Das hat ſeine Bruderliebe zu mir nicht vermindert, und ſeine an Verehrung gränzende Achtung für Leonoren nicht geſtört. Aber ſein Entſchluß in dieſer Hinſicht ſcheint feſt. Er verläugnet ſeinen Nahmen. Nur ſein General kennt ihn, und hat ihm, in Rückſicht auf ſeine früheren Dienſte — obwohl Fahrnau entſchloſſen war, im Nothfalle auch als Gemeiner einzutreten — Majorsrang verſchafft. Ludwig hat mir eine Lieutenantsſtelle, und beym Oberſten erwirkt, daß ich bey ſeinem Bataillon bleiben durfte. Er iſt mein Waffenmeiſter, mein Gefährte, und in trüben Stunden mein Troſt. Unter der ſchimmernden Ausſicht für ſein Vaterland verſchwindet die Sorge für ſein eigenes Glück, und kehrt nur zuweilen in trüben Stunden zurück. Dann vermeidet er auch mich, und ſucht irgend

wo in Waldesdunkel Raum für ſeine einſamen Seufzer, und Schatten für die Thränen, die er um Leonorens, wie er glaubt, verlorne Liebe weint.

O er hat ſie nicht verloren! Dieſes engelreine Gemüth konnte keiner zweyten Neigung Raum geben. Sie hat mich nie geliebt! — Nie? — Theures Schattenbild einer ſchmerzlich ſüßen Hoffnung! Alſo ſoll ich auch Dir entſagen? Alſo hätte mich ſo mancher ſprechende Blick ihrer ſeelenvollen Augen, der bewegtere Ton ihrer Stimme nur getäuſcht, oder mein anmaßendes Herz dieſe Zeichen einer zarten aber lebhaften Neigung verkannt? O ja! Ich darf es mir und Dir, ich dürfte es auch Ludwig geſtehen, ſie hat mich mit mehr als ſchweſterlicher Liebe umfaßt; aber dieſe Liebe war rein, wie ihr ganzes Gemüth, und wie mein Entſchluß, ihr zu entſagen, wenn ich erſt die Hauptbedingung ihres Erdenglückes, ihren Gemahl, den Mann ihrer Jugendliebe, den Vater ihrer holden Kinder ihr zurückgegeben haben würde.

Vor drey Tagen kam ein Brief und ein Päckchen an den Major Feldern — ſo nennt ſich Fahrnau — das ein Courier aus der Reſidenz gebracht hatte. Leonore ſchrieb an ihren Gemahl einen inhaltsſchweren Brief, der ſein Herz, wie das mei-

nige, in wehmüthiger Trauer erſchütterte. Die unglückliche Roſalie iſt todt. Dieſe Nachricht allein würde hinreichend geweſen ſeyn, Fahrnau und mich tief zu ergreifen; aber die Art ihres Todes, und die grauſamen Verhältniſſe, welche dieſes Weſen, das von der Natur und dem Schickſal nur zum Glück beſtimmt ſchien, ſo weit bringen konnten, in dumpfer Verzweiflung ihr Leben ſelbſt zu enden, mußten Entſetzen in unſere Wehmuth miſchen. Ach, ſie ſelbſt hat ein Daſeyn, deſſen Güter ſie leider nie zu gebrauchen, und deſſen Schmerzen ſie nie zu ertragen verſtand, von ſich geworfen! Und in dieſen trübſten Stunden war die Frau, die ſich von der Unglücklichen am tiefſten beleidiget halten mußte — war Leonore ihr Beyſtand, ihr letzter, ach vergeblicher Troſt!

Mein Bild, das Roſalie damahls zurückbehalten, und noch ein Andenken meiner erſten unglücklichen Liebe ſandte ſie mir durch Leonoren. Fahrnau übergab es mir. Das war eine wunderbar ſchmerzliche, feyerliche Stunde!

Friede ſey mit ihrer Seele! Dort, dort wird ſie endlich einſehen, was ihr mißleiteter Geiſt hier nicht erkennen konnte, und wollte. Dort, wo wir uns vielleicht bald treffen werden, wird

ſie nicht vor mir zurückbeben, wie bey unſerer letzten Zuſammenkunft in Mayland. Geläutert und hell über das, was ſie geirret, gelitten und gefehlt, wird ihr Geiſt dort ohne Schrecken demjenigen begegnen, der, wie tief ſie auch einſt ſein Herz zerriſſen, ſie doch nie gehaßt, und ihr Andenken mit ſtiller Wehmuth bewahrt hat. Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

* * den 6ten September 1812.

Noch bis vor wenigen Tagen glaubte ich gewiß zu Dir kommen, und einige Zeit in Deiner Nähe bleiben zu können. Ein Wink des Feldherrn befiehlt anders, und ich stehe fünfzehn Meilen von Dir. Das ist ein Zufall, auf den der Soldat mehr oder minder vorbereitet seyn muß, und so gern ich Dich nach langer Trennung wieder gesehen hätte, so würde ich, gewohnt an derley Veränderungen, doch kaum eine Erwähnung davon gemacht haben, wenn sich nicht seit einiger Zeit so manches Verdrießliche zusammenhäufte, und so der letzte Tropfen, der zwar freylich auch nur ein Tropfen ist, den vollen Becher überlaufen machte.

Eine Nachricht, die mir höchst ärgerlich wäre, wenn sie sich bestätigte, kam mir vor meiner Ab-

reiſe aus der Reſidenz. Fahrnau ſoll Mittel gefunden haben, aus ſeiner Haft zu entkommen. Noch iſt die Sache nicht gewiß. Ich habe ſogleich nach Grenoble geſchrieben; aber während ungeheure Heereszüge ſich über die Länder hinbewegen, durch welche der Poſtenlauf gehen ſoll, findet dieſer oft Aufenthalt, und ich muß mich in Geduld faſſen. Auf jeden Fall wird er, durch Gram, Krankheit und Gefangenſchaft gebrochen, mir nicht leicht bedeutend in den Weg treten. Indeſſen ſtörte mich dieſe Nachricht um ſo mehr, je mehr Unannehmlichkeiten und Hinderniſſe aller Art damahls zuſammentrafen.

Die ſtolze Lichtwerth iſt beſtraft. Sie hat es gewagt, mich zu beleidigen, und mich vor ihren Domeſtiken Preis zu geben. Ihr Verſtand, der ſie ſo hochmüthig macht, hat ſie in der Berechnung meiner Macht, meiner Mittel, und beſonders des Einen Punctes betrogen, daß dem, der ernſtlich will, Alles möglich iſt.

Mein Gold, und ein Ring, den ſie, von der Gewalt der Schmeicheley und wohlgeſpielter Empfindung übermannt, nicht klug genug war, mir zu verſagen, haben mir ihre Thüren geöffnet, als ſie es am wenigſten dachte. Sie iſt beſchämt, und ihr Ruf vernichtet. Dieſer Ruf war

das Schreckbild, welches ſie jedem anderen Verdienſt entgegenſetzen zu können meinte. Ihr Herz, ihre Tugend, ſelbſt ihr hochgeprieſener Verſtand ſind nichts — und hätte ich noch länger bleiben können, und hätte ich wollen, ſie wäre dennoch mein geweſen.

Mit dieſer Rache eben in den letzten Tagen meines Aufenthalts in der Reſidenz beſchäftigt, mit Arbeiten überhäuft, und mit wichtigen Aufträgen, die ſchnell abgethan werden ſollten, belaſtet, hatte ich eine leiſe, ſchmerzliche Klage, die durch all dieß Geräuſch den Weg zu meinem Herzen ſuchte, überhört. Roſalie war ſeit längerer Zeit kränklich. Ihre Klagen und Forderungen, die ſo gar nicht mehr in die Zeit paſſen, hatten wohl meine Geduld oft ermüdet; dennoch ertrug ich ſie gelaſſen, und begegnete ihr mit der Achtung, die ihr Gemüth und ihre Liebe wohl verdient hatten. Nun aber wollte ſie mich durchaus auf meinen Reiſen begleiten, die, wie Du weißt, mit Courierſchnelle fortgehen, und jeden Moment auf die plötzlichſten Abſprünge und entgegengeſetzteſten Richtungen bereit ſeyn müſſen. Ich ſah keine Möglichkeit, ſie in dieſem Zuſtande mit mir zu nehmen. Ich ſchlug es ihr zwar nicht geradezu ab, aber ich hoffte, ihr noch am

letzten Tage die Thorheit ihres Verlangens einsehen zu machen. Nach Tiſche, eben als ich in's Haus der Lichtwerth trat, das ich aus guten Gründen beſuchte, wenn ich auch die Gebiethe-rinn desſelben nicht ſah, fuhr Roſaliens Wagen vorbey. Sie war darin, und hatte mich erblickt. Das war mir unangenehm, und mein Vorſatz, ſie zu ſprechen, ehe ich abreiſte, feſt. Aber noch ſpät Abends kam eine Depeſche, die mich am andern Morgen mit Anbruch des Tages aufzubrechen zwang. Es war eilf Uhr. Ich hatte noch zwey Stunden mit Einpacken und Ordnen meiner Geſchäfte zu thun. Ich ſchrieb daher ein Billet an ſie, und ließ ihr Piatti zurück, um für ſie zu ſorgen, und ſie, wenn es ihre Geſundheit und meine Lage erlaubten, in meine Nähe, oder wohin ich es ſonſt für gut finden würde, zu begleiten.

Am zweyten Morgen — gab ſie ſich den Tod! Sie glaubte ſich ganz aufgeopfert, ganz vergeſſen. Es war mir ſehr unlieb, das zu hören; denn bey Gott! das war mein Wille nicht! Ich konnte zwar den überſpannten Forderungen ihres Gefühls nicht entſprechen, ich liebte ſie nicht, ich hatte ſie nie geliebt; aber ich würde immer für ſie geſorgt, und ſie nie völlig verlaſſen haben.

Ihre Todesart ist gräßlich. Sie hat sich vom Fenster des zweyten Stockwerks herabgestürzt. Nun, wenn ihr Bild mir erscheint, sehe ich sie zerschmettert, blutig, entstellt. Ich wünsche darum noch mehr, daß es recht bald wieder losginge. Im Geräusch und in den Bewegungen des Lagers verschwinden unwillkommene Vorstellungen eher, als im stillen Standquartiere.

Die Nachrichten von Kulm sind nicht geeignet, mein verstimmtes Gemüth in bessere Laune zu bringen. Es ist unberechenbar, was Fanatismus und Verblendung vermögen, wenn sie sich ganzer Nationen zu bemächtigen anfangen.

Auf jeden Fall ist hier kein Spanischer Boden, und in den Thälern des Erzgebirges flammt jene südliche Gluth nicht, die einst den Mauren gefährlich werden konnte, und auch jetzt den Siegeslauf der großen Nation schon so lange hinhält. Doch auch diese Gluth wird zuletzt verglühen, wie noch auf dieser Erde Alles verglommen ist. Alles hat sein Ende, und in Einer dunkeln Tiefe verlieren sich Großthaten und Raserеyen, und dienen späten Jahrhunderten zum Gegenstand mühsamer Forschungen, oder leerer Declamationen.

Darum aber eben, weil Alles endet, und

Ein großer, unwiderſtehlicher Zug uns mit ſich fort an ein unbekanntes Ziel reißt, laß uns wirken, ſo lange wir können! Laß uns ſtandhaft und beſonnen ſeyn, die düſtern Schatten, die zu nichts taugen, als den klaren Ausblick zu trüben, von uns ſcheuchen, und daſtehen, wie Horazens unerſchütterter Mann, daß die Trümmer einer zerfallenden Welt uns furchtlos in ihren Schooß begraben!

Neun und zwanzigſter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeine Gemahlinn.

* * den 10ten September 1813.

Mein theures, innig geliebtes Weib! Ein Courier, der die Freudenbothſchaft einer gewonnenen Schlacht an unſeren Hof bringt, nimmt auch dieſen Brief mit. Die Franzoſen ſind bey Dennewitz geſchlagen. Die Schweden und Preußen haben Wunder der Tapferkeit gethan. Dieſer Sieg, ſo wie jene an der Katzbach, und bey Kulm, wo Oſtermann wie der Cherub mit dem Flammenſchwerte vor dem bedrohten Böhmen ſtand, haben den allgemeinen Muth unendlich gehoben. Ein herrlicher Geiſt flammt in allen Völkern, die zur deutſchen Zunge gehören, wie in den Auswärtigen, die ſich mit uns zu dem großen Werke vereint haben.

Auch in meines Julius Bruſt erhebt ſich jetzt eine muthige Hoffnung, und ſein düſterer Blick ſtrahlt heller, wenn er das Geſchehene bedenkt, und das noch Größere, noch Wichtigere im ſchimmernden Lichte gelungener Ausführung vor ſich ſieht. Wir wohnen zuſammen, wir theilen jede Beſchwerde, jeden Genuß. Ach unſer Glück iſt nur Eins, und unſere Wünſche begegnen ſich ja in Allem! Dennoch lebt kein neidiſcher, oder düſterer Gedanke gegen ihn in meiner Bruſt, und wenn ich ihm auch nicht das, was höher iſt, als das Leben, meine Freyheit und die Hoffnung, Euch wiederzuſehen, dankte, ich müßte ihn um ſeines Edelmuths, um ſeiner Denkart willen wie einen Bruder lieben.

Darum, meine ewig geliebte Leonore, bemühe Dich nicht, eine Vorſtellung zu vernichten, die ſeit mehr als einem Jahre, durch mannigfache Wahrnehmungen erregt und beſtätigt, ſich klar in meinem Gemüthe ausgebildet hat. Dein Gefühl iſt nicht zu tadeln. Deine Lage mußte es entſchuldigen, und ſogar rechtfertigen. Aber höre auf, in Deinen Briefen dieſes Punctes zu erwähnen! Du kannſt mir nichts ſagen, was ich zu hören nicht ohnedieß vermuthen oder erwarten konnte, was mich aber — zürne dem offenen Ge-

ſtändniſſe nicht! — in der Lage, in welcher unſere Gemüther ſich gegeneinander befinden, nicht überzeugen, und darum nicht beruhigen kann. Laß das Alles dahingeſtellt ſeyn bis zur großen Entſcheidung, die unſeres Kampfes Ausgang beſtimmt! Das Loos der Schlachten, wie das Loos des einzelnen Streiters liegt in Gottes Hand. Was Er verfügt, wird das Beſte ſeyn. Darauf wollen wir beruhen.

Was Du mir von meinen Kindern ſchreibſt, hat mein Herz innig erquickt. Nimm meinen heißen Dank, Du edles Weib, Du treue Mutter! Alles, was ſie Gutes an ſich haben, iſt ja meiſt Dein Werk! Ach Einmahl, nur noch einmahl in dieſem Leben, das vielleicht in dem großen Kampfe mit untergeht, möchte ich ſie, möchte ich Dich ſehen! — Laß Dich aber dieſen Wunſch nicht verleiten, mich mit ihnen aufzuſuchen! Hier auf dem vielbewegten Schauplatz weltgeſchichtlicher Umwälzungen, unter dem Lärmen des ſchrecklichſten Entſcheidungskrieges, iſt kein Platz für eine zarte Frau, und unerwachſene Kinder. Du würdeſt mich kränken, wenn Du es verſuchen wollteſt, und Du liebſt mich noch genug, um dieſe meine Bitte zu ehren.

Es ſchwebt mir vor, daß ich dieſe Welt nicht

verlaſſen werde, ohne Euch noch-vorher an mein Herz gedrückt zu haben, und auf dieſen Punct richtet ſich meine Hoffnung. Auch hat mir Gott ſchon eine große Freude dieſer Art beſchert. Mein guter Bruder Carl, deſſen Wohnort drey Tagreiſen von hier liegt, iſt auf die Nachricht von der Nähe unſeres Corps zu mir herübergekommen. Welches Wiederſehen nach einer ſo langen Trennung, und nach den Schickſalen, die indeſſen über uns ergangen!

Noch für etwas habe ich Dir mit warmer Seele zu danken — für die Liebe und Großmuth, die Du einer Unglücklichen bewieſen! Gott wird es Dir lohnen! Julius und mich hat die Art ihres Todes tief erſchüttert. Wir haben ihr Andenken in ſtiller Wehmuth, und Dein engelgleiches Betragen mit Verehrung gefeyert. Sie war nicht beſtimmt, glücklich zu ſeyn und glücklich zu machen; aber den Nichtswürdigen, der ſie gewiſſenlos und kalt in's Verderben ſtürzte, wird die göttliche Gerechtigkeit ſtrafen.

Nun leb wohl, meine innig Geliebte! Der Courier darf ſich nicht länger aufhalten. Umarme meine Kinder! Gott ſey mit Euch! Er ſey Euer Vater und Schirmer!

Dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Reſidenz den 20ſten September 1813.

Woher, meine theure Schweſter, ſollte ich die Ruhe nehmen, um Dir ſo ausführliche Briefe zu ſchreiben, als Du wünſcheſt? Mein Gemüth iſt von innen und außen auf's heftigſte bewegt. Meines Ludwigs Herz iſt verwundet, iſt es durch mich, und ich habe den Glauben bey ihm verloren. Ach ich darf und kann ihn deßwegen nicht anklagen. Julius Standhaftigkeit hat mich beſchämt, und ſeine Kraft, ſich von mir loszureißen, hat mir den Weg gezeigt, den auch ich längſt hätte gehen ſollen. Ja, ich habe hierin gefehlt — und daß Ludwig dadurch leidet, jetzt, wo ſein ſchönes Gemüth, von jedem Irrthum befreyt, vom edelſten Feuer für ſein Vaterland durch-

glüht, ſo hoch und rein vor mir ſteht, das iſt meine größte Qual.

Wenn ich es aber auch durch Beſchäftigung und Selbſtbekämpfung dahingebracht habe, mein aufgeregtes Inneres über dieſe Angelegenheit auf eine kurze Zeit zu ſtillen, dann bringen es die Nachrichten von unſeren Kriegsheeren von Neuem in Aufruhr. Das große Ganze, und mit ihm alle meine irdiſchen Hoffnungen ſind jetzt auf einen Punct geſtellt, deſſen Wendung Niemand als der Allwiſſende kennt. Dieſer Gedanke ſcheucht jede Möglichkeit der Ruhe oder ſtillen Faſſung von mir. Dort kämpft der Geliebte meiner Jugend, und blutet und ſinkt vielleicht in dieſem Augenblicke; dort ſchwebt des treuen Freundes Leben in Gefahr; dort endlich entſcheidet ſich die Knechtſchaft oder Freyheit, das Glück oder Elend meines Vaterlandes! Und ich ſollte ruhig ſeyn, und mich zu langen, gelaſſenen Briefen ſammeln können? O fordere das nicht, liebe Schweſter!

Nur wenn ich in ſeine Nähe kommen, unweit von ihm auf jeden Wink bereit ſeyn dürfte, zu ihm zu fliegen, ihn zu pflegen, für ihn zu ſorgen, und ihm mit jeder Anſtrengung meines Weſens zu beweiſen, daß er noch immer in meiner Seele herrſcht, daß ein augenblickliches Verlie-

ren meiner ſelbſt von keiner Folge für meine Liebe war, daß ich ihn immer gleich warm in meinem Herzen trug — nur dann würde ich ruhig ſeyn können. Aber er ſelbſt verwehrt, ja, ich kann wohl ſagen, er verbiethet mir dieſes; denn wenn auch dieß herbe Wort ſeiner ſchonenden Feder nicht entfloß, ſo drückt es doch der Sinn ſeines Briefes aus.

Darum, theure Schweſter, zürne nur nicht, wenn Ereigniſſe, wie die gegenwärtigen, die wohl nicht allein ein ängſtliches Frauenherz, ſondern einen ganzen Welttheil in unruhiger Erwartung halten, den ſtillen Frieden aus meiner Bruſt verſcheuchen, und mich unfähig machen, ſelbſt meiner Liebe für dich ſo ſehr, wie ſonſt, zu folgen!

Ein und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

— — d den 25sten September 1813.

Es war mir sehr lieb, aus Deines Bruders Briefe zu vernehmen, daß Du endlich angefangen habest, Dich aus der Verworrenheit, welche Dich seit dem unglücklichen Ereigniß am sechsten August ergriffen hatte, mit Kraft aufzurichten, und dasjenige vorzukehren, was nothwendig war, um die üblen Folgen desselben abzuwenden. Das ist das Vorrecht, ja die Pflicht verständiger Gemüther, daß sie nicht, wie jene gar zu weichen Seelen, zermalmt unter dem Unglück liegen bleiben; und ihre ganze Kraftäußerung nur darein setzen, ihre Last geduldig zu tragen, und mit Anstand zu seufzen. Wir sind zum Wirken, nicht zum Leiden auf der Welt. »Wirket, so lange es Tag ist! Es kommt die Nacht, wo Niemand

wirken kann.« Ein wahrhaft hohes, ein göttliches Wort!

So, wie jede pflichtmäßige Handlung, belohnt auch diese sich selbst, und Du hast ihren Segen bereits gespürt, indem die Untersuchungen, die Du durch die Polizey über den Vorfall und das angelegte Feuer in Deinem Hause anstellen ließest, das Complott beynahe sonnenklar erwiesen, und das Einverständniß jenes Nichtswürdigen mit Deinem bestochenen Büchsenspanner dargethan haben.

Es ist also nun geschehen, was zu geschehen hatte, so wie früher geschah, was besser unterblieben wäre. Aber hieran ist nichts mehr zu ändern, und Manches, ja vielleicht das Ärgste, nähmlich Deinen tollen Einfall mit dem Duell, hat ein glücklicher Zufall abgewendet. Der Oberste war fort, ehe Dein Bruder kam, und das war Dein höchstes Glück. Doch hierüber habe ich Dir schon früher meine Meinung gesagt, und es übrigt mir nur, Dir noch eine Bemerkung wegen des Ringes zu machen.

Wie ist es doch, meine liebe, sonst so besonnene Ida! nur möglich gewesen, daß Du Dich von dem Geschwätze eines Mannes, der sich in allen seinen verwegenen Schritten, in seinem

Betragen gegen ſeine anerkannte Geliebte, und gegen Dich ſelbſt von jeher als einen Roué der erſten Claſſe gezeigt hatte — und von einigen geheuchelten Zeichen ſeiner Leidenſchaft ſo weit bethören laſſen konnteſt, ihm den Ring, den er Dir frecher Weiſe genommen, zu laſſen? Und wenn Du denn wirklich, wie Du ſchreibſt, ſo überraſcht warſt, daß Du erſt nach ſeiner Entfernung über die ungebührliche Länge ſeines Beſuchs, und Alles, was er geſprochen, nachzudenken vermochteſt, (eine ſtarke Befangenheit, die ich nimmer zu rechtfertigen weiß!) ſo konnteſt Du das Verſäumte doch wieder dadurch einhohlen, wenn das Verboth an Deine Domeſtiken, ihn nicht mehr vorzulaſſen, mit einer ernſten Zurückforderung des Ringes gleichen Schritt gegangen wäre. Du thateſt halb, was Du zu thun hatteſt, und das war, wie es immer bey halben Maßregeln iſt, ſchlimmer, als wenn Du gar nichts gethan hätteſt; denn der Ring ward Dein Verräther, und Dein Fallſtrick.

Er hat Alles, was er ſich vorſetzte, ganz durchgeführt. Dazu gehörte denn auch die unerhörte Frechheit, ſich am Tage nach dem Brande noch in Deinem Hotel zu zeigen, und zwar in dem Augenblicke, wo die verſchmähte Geliebte vorüber

fuhr, damit Ein Wurf zwey zugleich treffe, Deine Ehre und ihr Herz. O das iſt ein abgefeimter, aber ein conſequenter Menſch! Aber conſequent muß man ſeyn, wenn man Etwas ſeyn will.

Ich habe Deinem Wunſche, jetzt zu mir zu kommen, nachgedacht, und gefunden, daß dieß durchaus nicht mit der ſo nothwendigen Wiederherſtellung Deines Rufes und Deiner Rechtfertigung vor den Augen der Welt beſtehen kann. Du mußt auf Deine Güter, zu Deinem Manne, wie es auch immer jetzt dort ausſehen, und wie unangenehm der Aufenthalt dort für Dich ſeyn kann. Du mußt der Welt beweiſen, daß kein trennendes Mißverhältniß zwiſchen Euch obwaltet und daß Du Deine Pflichten kennſt und thuſt. Bey mir wäre das alles umgekehrt. Man würde Dich für eine Geſchiedene, oder gar für eine Verſtoßene halten, und in der Trennung von Deinem Manne ſeine Anerkennung Deiner Schuld ſehen.

So ſehr es mich daher freuen würde, Dich unter andern Umſtänden bey mir zu ſehen, ſo befiehlt mir doch die Vernunft, dieſer Freude jetzt aus höheren Rückſichten zu entſagen. Vielleicht, wenn es mir meine Geſchäfte und die Kriegsunruhen vergönnen, beſuche ich Dich im Spätherbſt auf Deinen Gütern; wo nicht, ſo

komme ich im Frühling gewiß zu Euch. Bis dahin wird ja auch der unſelige Krieg mit allen ſeinen ſchrecklichen Folgen vorüber ſeyn. Lange kann ſich dieſer wüthende Fanatismus nicht halten. Er verzehrt ſich endlich in ſich ſelbſt, und die Vernunft muß ſiegen.

Zwey und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an die Gräfinn Ida von Lichtwerth.

*g den 28ſten September 1813.

Es ſind jetzt anderthalb Jahre, ſeit ich unmittelbar nichts mehr von Dir gehört, und meine Nachrichten von Dir nur aus den Briefen Deiner Mutter geſchöpft habe. Aber Dein letztes Unglück, und die Lage, in welcher Du Dich nun befindeſt, haben meine ganze Theilnahme für Dich aufgeweckt, und ſo wenig ich ſeither mit dem verſtanden war, wie Deine Mutter, Du, und Dein Mann in Anſehung häuslicher und öffentlicher Angelegenheiten gedacht und gehandelt haben, und ſo ſehr ich die traurigen Folgen Eurer Verbindungen mit den Feinden unſers Vaterlandes vorausſah, die ſich auch leider an den harten Bedrückungen auf Deines Mannes Gütern deutlich offenba-

ren, ſo leideſt Du doch jetzt, und leideſt in ſo weit unverſchuldet, als Deine Grundſätze mit dem, weſſen die Welt Dich zeiht, unverträglich ſind. Du bedarfſt daher aller Schonung und Rechtfertigung, die Deine Familie Dir nur immer zu geben im Stande iſt. Darum ſollſt Du nicht allein zu Deinem Manne reiſen. Auch Dein Bruder, als Mann und Offizier, iſt in dieſer Lage kein hinlänglicher, kein genug ehrender Schutz. Du mußt eine ſolche Begleiterinn Deines Geſchlechts haben, deren Anweſenheit an Deiner Seite ſchon einen Theil der Verläumdungen, welche die Welt über Dich zu bringen wagt, entkräftet. Deine Mutter halten ihre vielen Geſchäfte ab, wie ſie mir ſchreibt; ſo will ich denn, obwohl ich immer kränklich bin, und die Jahrszeit weit vorgerückt iſt, ſelbſt kommen, Dich abzuhohlen. Ich werde Dich in die Arme Deines Mannes zurückführen, damit die Welt ſehe, daß wenigſtens Deine Familie keinen Augenblick an Deiner fleckenloſen Unſchuld zweifelt. O meine Ida! Mein ſtets geliebtes Kind! Möchte mein Schutz Dir vor den Augen der Menſchen die Achtung zum Theil wieder verſchaffen, die Du eigentlich nie verwirkt haſt! Dann will ich doppelt das Andenken meiner frommen Ältern ſegnen, die ſolche Grundſätze in die

Herzen ihrer Töchter legten, daß wir, Deine Mutter und ich, uns einer allgemeinen Achtung mit Recht rühmen dürfen. Leb wohl, mein Kind! Gott gebe Dir Ergebung und Ruhe! Ich komme bald!

Drey und dreyßigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Lager bey *** den 10ten October 1813.

Die Ereigniſſe werden immer wichtiger, die nächtlichen Gewölke, welche uns die Zukunft verdeckten, fangen an, ſich zu theilen, es ſchimmert ein Strahl durch, die Völker blicken begierig auf den lichten Punct, ihre leidensmüden Seelen öffnen ſich dem milden Glänzen, und Erwartung, Furcht, Angſt und Hoffnung halten Alles in geſpannter Aufregung. Bald müſſen große Dinge geſchehen, denn es iſt nicht möglich, daß der jetzige Zuſtand der Unbeſtimmtheit noch lange dauere. Es iſt Allen unbegreiflich, welche Plane ſich in Napoleons Geiſte wälzen mögen; aber da die Welt es in den letzten Jahren ſo oft mit Entſetzen erlebt hat, wie dieſer Geiſt mitten unter drohenden Gefahren immer gerade den Einzigen

Punct ergriff, der durch seine Kühnheit die überraschten Gegner betäubte, die Plane der wohlberechnetesten Kriegskunst zu nichte machte, und ihm einen neuen Sieg zusicherte, so sieht man auch jetzt, trotz der glücklichen Erfolge bey Kulm, Dennewitz, und an der Katzbach, den Begebenheiten, die sich wahrscheinlich zwischen Dresden und Leipzig bereiten, nicht ohne Grauen entgegen.

Fahrnau verweist mich in seinem gläubigen Sinn immer auf die göttliche Gerechtigkeit. Ich erkenne sie, wie er. Aber der Gott, der Davids Feinde zum Schemmel seiner Füße legte, ließ auch Nabuchodonosor über Juda siegen, und sein Volk eine Beute, nicht bloß der Alles beherrschenden Römer, sondern schon früher der unwürdigen Nachfolger Alexanders des Großen werden.

Wenn man mir einwenden will, daß in dem Zeitalter David's mehr Tugend, Frömmigkeit, und also auch mehr Kraft zum Erringen, und mehr Würdigkeit zum Erhalten der Freyheit, unter dem Volke Gottes war, als in den späteren Zeiten, so frage ich, indem sich mein Blick mit wehmüthigem Abscheu von dem Egoismus, dem Unglauben und der Sittenlosigkeit meiner Zeitgenossen wendet, was denn

unſer Zeitalter vor jenem der verderbten Nationen aller Zeit voraus habe? Nein, Herrmann! Erwarten kann ich hier wenig, hoffen nur Einiges — wünſchen Alles!

Und ſind wir nicht viel zu klein, iſt unſer Blick nicht viel zu beſchränkt, um den Gang der göttlichen Weisheit in Entwerfung ihrer Plane, und ihrer Gerechtigkeit im Vollſtrecken derſelben mit unſerem ephemeren Daſeyn in irgend ein Verhältniß der Beurtheilung zu bringen? Können wir die Reifheit eines Volkes zum Verderben, ſeine Würdigkeit zur Errettung nach unſern Einſichten bemeſſen? Schreitet der Gang der Begebenheiten nicht mit Rieſenſchritten über Nationen weg? Und ſind endlich tauſend Jahre vor dem Allſehenden nicht wie ein Tag? Laſſen wir uns nicht durch einzelne Beyſpiele verführen, wo wir den Gang der göttlichen Gerechtigkeit an einem Fragmente der Weltgeſchichte oder dem Geſchick eines Einzelnen bemerken zu können glauben, und wo der erhabene Begriff der Nemeſis mit ihrem Ne quid nimis! ſich uns zu offenbaren ſcheint. Das iſt Ein Fall. Tauſende ließen ſich nachweiſen, wo hier auf Erden das Räthſel unbegreiflicher Verhängniſſe ſich nicht löste, und der angefangene Prozeß ſich erſt in

einer anderen Welt entſcheidet. Dieß muß unſer Troſt ſeyn und dann jener Spruch, daß ohne Gottes Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt, und, was geſchieht, gut iſt, weil nichts ohne dieſen Willen geſchehen kann.

Ob wir ſiegen, oder untergehen — wir werden Gottes Rathſchluß erfüllen. Unſere Pflicht iſt es, zu handeln, als ob wir das erſte mit Zuverſicht hofften, und jede Kraft anzuſtrengen, die der Schöpfer in uns gelegt hat. Nur wenn wir das gethan haben, können wir uns im Fall des Gelingens mit Recht freuen, oder im Untergang mit dem Bewußtſeyn erfüllter Pflicht freudig ſterben. So ſinkt Decius in dem Meiſterwerke des großen Rubens von ſeinem Roß, in der Kehle zum Tode getroffen, und ſein verklärter Blick, und das Lächeln ſeiner erbleichenden Lippen ſcheinen den Göttern zu danken. Seine Pflicht und ſein Wunſch ſind erfüllt! Er iſt für's Vaterland gefallen!

Aus dieſer Urſache habe ich auch das Waffenwerk jetzt mit Ernſt und Anſtrengung erlernt, und treibe es ſo eifrig, als ich es mit dem feſten Willen für die gute Sache vermag. Ludwig und alle meine Gefährten ſind mit mir zufrieden. Ich war bey einigen glücklichen Expeditionen, habe ſchon

aus einer leichten Wunde etwas Blut vergoſſen, und ſehe mich damit nun gleichſam als unauflöslich in Eid und Pflicht genommen an. Aber den Geiſt, der Viele beſeelt, kann ich doch nicht theilen. Ich kann weder mit dieſer Freydigkeit haſſen, noch mich über das Elend, das wir verbreiten helfen, verblenden, und ich fühle mich endlich nicht vom Eiſen angezogen, wie jene.

Meine eigene Stellung in der Welt iſt auch nicht darnach, um mich für ein künftiges Leben zu roſigen Anſichten zu berechtigen, und Ludwigs Nähe erquickt und quält mich zugleich. Ich liebe ihn mit warmer Neigung; er aber hängt mit einer Art von kindlichen Dankbarkeit, mit allen Kräften ſeines ſtarken Herzens an mir, und hat den Gedanken, daß ich auf den Fall ſeines Todes in alle ſeine Rechte treten ſoll, mit Liebe genährt und ausgebildet.

Vorgeſtern verbreitete ſich ein vorlautes Gerücht, als ob wir einen gewaltigen Angriff mit Nächſtem zu erwarten hätten. Alles war aufgeregt, Jeder ſah dem entſcheidenden Ereigniß mit ſeinen eigenen Anſichten entgegen, und über dem Hin- und Herreden, und Zubereiten kam die Nacht. Wir hatten eine Vorpoſten-Wache und lagen am Feuer. Die Scheiter brannten ab, nur rothe Koh-

len warfen einen ungewiſſen Schein auf die dunkeln Geſtalten. Hinter uns erhob ſich der Mond über dem finſtern Waldgebirg, und beleuchtete durch den Nebelſchleyer, der den Himmel überzog, die fernen Gegenſtände mit trübem Scheine. Die Kameraden ſchnarchten, die Pferde brausten zuweilen durch die kalte Nachtluft. Ich lag an der Erde; aber kein Schlaf beſuchte meine Augen, vor denen die trübe Vergangenheit und die vielleicht noch nächtlichere Zukunft in dunkeln Bildern vorüberging. Ludwig ſaß ſtill, ohne zu ſprechen, und ſtarrte in die verglimmende Gluth. Plötzlich wandte er ſich um nach mir. Schläfſt du, Julius? fragte er leiſe. Ich richtete mich auf. »Wenn du nicht ſchläfſt, ſo komm mit mir!«

Wir traten ſeitwärts vom Wachfeuer in's Gebüſch. Er ergriff meine Hand. Der Mond beleuchtete ſeine Züge, deren feyerlicher Ausdruck mir erſt jetzt auffiel. Julius! ſagte er mit einem Ton, der die Bewegung ſeines Herzens verrieth: Ob wir morgen angreifen, oder in drey, oder in acht Tagen, gilt gleich. Es muß und wird bald zur Entſcheidung kommen, und es iſt ſehr möglich, daß ich bleibe. Auf dieſen Fall verſprich mir Leonoren deine Hand zu geben, ihr ein treuer Gemahl, meinen Kindern ein ſorglicher Vater zu

seyn! Ich vermache dir das Liebste, was ich auf Erden habe! Die heftige Bewegung erstickte seine Stimme, er fiel mir um den Hals.

Was in meiner Seele vorging, vermag ich nicht zu schildern. Aber ich faßte mich nach einer Weile, richtete Ludwig sanft in die Höhe, und sagte ihm: Mein Bruder! Ich erkenne den Werth deines Vertrauens, wie tief ich auch den Stachel fühle, den deine Rede enthält. Ich kann dir nichts versprechen, als die Deinigen nie zu verlassen, wenn es ja Gott gefallen sollte, dich kräftigen Baum zu fällen, und mich dürres Reis zu erhalten. Das aber will ich treulich erfüllen, so lange ein Hauch des Lebens in mir ist! — Ich schloß ihn fest in meine Arme. Er wand sich langsam los, und blickte mir trüb in's Gesicht. Du willst nicht, sagte er, und ich weiß doch, daß sie dich mehr liebt, wie mich! Ach ich begreife es, und klage sie nicht darüber an!

Es entspann sich nun ein langes Gespräch zwischen uns, das tief und schmerzlich in mein aufgeregtes Herz schnitt. Ludwig schien dabey viel ruhiger zu werden. Er gab und opferte ja, und ich sollte empfangen. Sein Erbe, wenn die Erde dieß warme Herz bedeckt haben würde, sollte mein seyn, und mich glücklich machen! Der Streit

endigte, wie alle dieſer Art. Jeder blieb auf ſeiner Meinung, aber wir fühlten uns feſter aneinander gebunden.

Er iſt ſeitdem ſehr ernſt; dennoch zweifelt ſeine muthige Seele keinen Augenblick an dem glücklichen Ausgang der allgemeinen Sache. O wenn der Himmel ſo viele heiße Gebethe und gerechte Wünſche erhört, wenn es glorreich für mein Vaterland endet: dann habe ich mein Leben freudig auf ſeinem Altar geopfert, und aus den Gräbern der Gefallenen, auch aus meinem Grabe, wird die Freyheit ſich ſiegreich erheben! Gott gebe ſeinen Segen!

Mein Teſtament haſt du, lieber Walter! Ueber das, was ich bey mir habe, und was ſonſt noch zu thun iſt, werde ich mit Ludwig ſprechen. Er wird Alles treu beſorgen. Leb nun wohl, du treuer Freund und Bruder! Vielleicht iſt dieß mein letzter Brief, doch nicht die letzte Verſicherung meiner Liebe! Wir ſehen uns wieder. Das glaube ich feſt. Der Himmel lohne dir, was du je für mich gethan! Grüße dein holdes Weib, und ſchicke dem Oheim den Einſchluß!

Vier und dreyßigſter Brief.

Baron Carl von Fahrnau an ſeine Schwägerinn Leonore.

* * den 22ſten October 1813.

Bis mein Brief Dich erreicht, geliebte Schwägerinn, iſt mir die Siegesbothſchaft ſchon vorgeeilt, und Du wirſt ein Ereigniß bereits kennen, das jedes, dem Guten nicht entfremdete, Herz mit Freude erfüllen, uns Deutſche aber nach ſo vielen Leiden mit dem heißeſten Dank gegen Gott entflammen, und unſern Geiſt in gerechtem Stolze erheben muß. Da Dir nun die Sache im Allgemeinen ſchon bekannt iſt, ſo brauche ich mich in keine Beſchreibung der großen, entſcheidenden Völkerſchlacht und ihrer ungeheuern Folgen für die Welt einzulaſſen. Ich melde Dir nur, was Dich betrifft, und was Dir zu wiſſen doch wichtiger iſt, als ſelbſt jene Ereigniſſe.

Dein Mann, in deſſen Zimmer ich ſchrei-

be, läßt Dich mit heißer Liebe an seine Siegerbrust drücken. Er würde Dir selbst geschrieben haben; aber eine Wunde am rechten Arm, die Du Dir indessen gar nicht als gefährlich denken mußt, hält ihn davon ab. Übrigens ist er ziemlich wohl, schickt auch an Adolph und Marien herzliche Grüße, und trägt mir auf, Dir den Verlauf der Begebenheiten der letzten Tage zu berichten.

Du weißt, daß ich Deinen Mann schon einmahl in seinem Lager besuchte. Wir hatten uns so lange nicht mehr gesehen, und bey der Wichtigkeit der großen Ereigniſſe, die uns bevorstanden, war es mir nicht möglich, mich, ehe Alles entschieden war, weit von ihm zu entfernen. Es war, als flüsterte mir's mein Engel zu, in seiner Nähe zu bleiben, und ich hielt mich daher unfern des Ortes, wo sein Corps stand, auf, fest entschlossen, hier den Ausgang der Dinge abzuwarten.

Am sechzehnten October war der Tag, an welchem der furchtbare Entscheidungskampf begann. Tags zuvor hatte ich noch in Ludwigs Armen gelegen, und mich von ihm und dem edlen Tengenbach beurlaubt. Der Kanonendonner schreckte schon früh Morgens die ganze Umgegend aus einem unruhigen Schlummer auf. Die

Schlacht begann. Sie wurde bald allgemein und mörderisch. Das Regiment Deines Mannes war eines der vordersten. Er und Julius hielten sich dicht zusammen. Sie hatten noch im Angesicht der aufgehenden Sonne miteinander gebethet, sich vor dem Ausrücken Treue bis in den Tod geschworen, und daß der Überlebende in die Pflichten des Verstorbenen treten sollte. So gingen sie voll hoher Begeisterung in die Schlacht. Julius soll mit einem Heldenmuth und einer Gewandtheit gefochten haben, die Deinen Mann mit Verwunderung und Liebe erfüllt, ja seine besonnene Tapferkeit hat im Gefecht unsern Ludwig, der sich zu kühn unter die feindlichen Schaaren wagte, mehr als einmahl gewarnt, und geschützt. Mitten im hitzigsten Handgemenge begegnete Lothar ihren Blicken. Er sah Deinen Mann. Eine Todesblässe überflog sein Antlitz. Ludwig stürmte ihm nach; aber Lothar schien diesen Gegner zu scheuen, und entkam im Gedränge.

Schon hatte das Regiment ansehnliche Vortheile über den Feind. Es rückte vor, als plötzlich auf einem nahen Hügel sich Französische Reiterey zeigte. Sie sprengte die Höhe herunter gerade auf unsere Leute zu. Eine Decharge aus ihren Carabinern prasselte herab. Julius fuhr mit

der Hand auf die Bruſt — und ſank mit einem leiſen Schrey an Deines Mannes Seite nieder. Ludwig warf ſich über ihn. In dem Augenblick wich ſeine Truppe um ihn zurück, und die feindlichen Cüraſſiere hauten ein. Die Unſrigen widerſtanden mit Entſchloſſenheit, und Ludwig kämpfte nun auch für den gefallenen Freund. Achtlos, ſein eigenes Leben zu erhalten, dachte er nur daran, den Verwundeten zu ſchützen, und ſein frommer Vorſatz gelang. Das Regiment ſammelte ſich, zog in Ordnung zurück, und Ludwig konnte nun den Bewußtloſen auf ſeinen Armen aus dem Schlachtgetümmel weg auf eine ruhige Stelle tragen, wo er ihn der Sorge der Wundärzte übergab, und mit Angſt und Schmerz in die Schlacht zurückkehrte.

Abends kamen die Truppen in ihre Bivouacs. Ludwig bittet Dich, zu glauben, daß Alles geſchehen ſey, was zur Rettung Deines und ſeines Freundes möglich war; aber der Ausſpruch des Wundarztes war ſehr niederſchlagend. Er vertröſtete auf den nächſten Verband. Die Nacht war ziemlich ſtill. Ludwig brachte ſie am Krankenlager ſeines Julius zu. Der ſtarke Blutverluſt hatte dieſen ſehr herabgebracht. Dennoch war er meiſt bey ſich, und erkannte ſowohl ſeinen Zu-

ſtand, als Ludwigs treue Liebe vollkommen. In ſeinen letzten Geſprächen mit dem Freund enthüllte ſich noch einmahl die Schönheit ſeiner Seele, wie die Sonne im Scheiden noch einmahl ſchöner herüberblickt. Es war bereits eine Art von Verklärung, die durch religiöſe Gefühle — er hatte zu beichten und das Abendmahl zu empfangen verlangt, auch alle dieſe Ceremonien mit großer Faſſung verrichtet — noch erhöht ward. Gegen den Morgen ward er unruhig. Ludwig tröſtete ihn, und leiſtete ihm mit der Liebe und Geduld eines Kindes alle mögliche Hülfe. Sie ſprachen von Dir, von Gott, von Julius düſterem Leben, das er nun freudig hinter ſich hinabſinken, und einem ſchöneren Morgen Platz machen ſähe. Endlich wurde der Verwundete immer ſchwächer, er lehnte ſein Haupt an Deines Mannes Bruſt, und Ludwigs Lippen ſogen ſeinen letzten Hauch in ſich. Er ſtarb den ſchönen Tod für ſein Vaterland, in den Armen der treueſten Freundſchaft, mit der Ruhe eines Helden, mit der Ergebung eines Chriſten. Ich habe ihn nur wenig gekannt, und bin nicht Zeuge dieſer letzten Auftritte geweſen; aber meines Bruders heftiger Schmerz um ihn, und was ſeine Cameraden von ihm erzählen, zeigt, daß nun eine der edelſten

Seelen, die auf Erden gewandelt, zu ihrem Schöpfer zurückgekehrt sey.

Ludwig brachte den folgenden Tag, an dem sich die Heere ermüdet still hielten, in dumpfem Schmerz, theils bey Julius Leiche, theils mit den Anstalten für seine theuren Reste zu.

Er wurde mit aller Feyerlichkeit, die der Drang der Zeit und der Umstände gestattete, in der noch unversehrten Capelle eines nahen Rittergutes beygesetzt. Deines Mannes Schmerz, und die Achtung der übrigen Offiziere erhielten es vom Verweser dieser Herrschaft, daß er dem heiligen Rest so lange einen ruhigen Aufenthalt in dem Familienbegräbniß verstattet, bis Dein Mann die Anstalt getroffen haben wird, die irdische Hülle seines Freundes nach Fallowetz in die Gruft seiner Väter zu führen. Diese theure Pflicht hat er sich selbst aufgelegt, wenn der Himmel es ihm gestättet.

Tief in der Nacht kam er erschöpft von dem Begräbniß zurück. Er fand Alles im Lager in reger Bewegung. Mit dem anbrechenden Tage sollte die Schlacht aufs Neue beginnen, und an diesem Tage sich endlich entscheiden, was hier auf der furchtbaren Wagschale lag.

Der Tag brach an. Mit ihm rückten die Scharen schweigend und ernst hinaus, Ludwig mit tief-

verwundeter Seele das Bild des sterbenden Freundes vor seinen Blicken, und, wo möglich, in noch glühenderem Haß gegen seine Mörder entflammt.

Du kennst die Schicksale dieses großen Tages. Ich wiederhohle Dir nicht, was die Zeitungen Dir berichtet haben werden. Gott stritt sichtbar mit uns. Sein flammender Schild, mit dem er unsere Heere deckte, schreckte die Feinde, ihr trotziger Muth brach, die Zuversicht der gerechten Sache, die schönste Begeisterung stärkte den Arm unserer Krieger. Unwiderstehlich warfen sie sich auf die Feinde. Alles mußte ihrem Andrang weichen. Unordnung, Verwirrung, Verzweiflung herrschten in des Feindes Reihen, wie in seinen Befehlen, denen kein Mensch mehr Folge zu leisten vermochte. Alles floh. Wagen, Pferde, Verwundete lagen in fürchterlicher Verwirrung übereinander. Auch heut war Ludwigs Regiment wieder vorne an, und er selbst stürmte unter die Feinde. Da wurde er eines Haufens gewahr, der einen kleinen Hügel in ziemlich guter Ordnung besetzt hielt, und den Unsrigen das Vordringen erschweren konnte. Ludwig erkannte die Wichtigkeit des Platzes, und zugleich die geschickten Manöver des befehlenden Offiziers. Er ruft den Seinigen zu. Sie drängen gegen den Hügel vor.

In dem Augenblicke erkennt er den Führer — es ist Lothar!

Nun flammte auf einmahl unter der Begeisterung für das Allgemeine die eigene Rachlust auf. Er spornte sein Pferd, er hatte den Obersten erreicht. Lothar erkannte ihn, wie vorgestern, und mit einem Ausdrucke des Entsetzens wandte er sein Roß. Aber Ludwig sprengte ihm nach, und rief ihm zu, zu halten.

Lothar warf sein Pferd herum. Alle Entschlossenheit, alle Kraft seines Gemüths kam in dem Augenblick wieder zurück. Ihre Klingen pfiffen durch die Luft. Schon bluteten Beyde aus tiefen Wunden, und Beyde, von Zorn und Rachgier entglüht, verdoppelten ihre Hiebe. Endlich traf Einer Lothars Haupt, und mit Einem Gebrüll des Schmerzens sank er rücklings vom Pferde. Die Seinigen stellten sich um ihn, und vertheidigten den Posten und den verwundeten Führer. Aber Ludwig drängte unaufhaltsam vor, er achtete der Kugeln nicht, die jetzt von einer höher liegenden Batterie zu spielen anfingen, er stürmte hinan, der Hügel war gewonnen, und die Feinde geworfen. Sie entflohen, aber sie führten den Verwundeten mit sich fort, und auch Ludwig sank nun auf der eroberten Anhöhe, erschöpft von An-

ſtrengung und Blutverluſt, in die Arme der Seinigen.

Man brachte ihn vom Schlachtfelde weg. Unterdeſſen hatten ſeine Landsleute das Schickſal des Tages entſchieden. Der Sieg war auf unſerer Seite, und all das koſtbare Blut, das ihn erkauft, nicht umſonſt vergoſſen. Man ſchickte mir ſogleich Bothſchaft, und ich flog zu meinem Bruder. Seine Wunden ſind tief, aber nicht gefährlich, alle, wie es einem wackeren Krieger ziemt, vorn, in der Bruſt, am Arm, und ein flacher Hieb über die Stirn. Fürchte nicht für ſein Leben! Er iſt für den Augenblick in keiner Gefahr. Du kennſt mich, und traueſt mir. Ich verſichere Dich auf meine Ehre, daß der Arzt gute Hoffnung gibt; aber es wird lange währen, bis er geneſen kann, und er wird einer ſehr ſorgfältigen Pflege bedürfen.

Ludwig weiß, daß ich Dir ſchreibe. Seine Gedanken ſind bey Dir, bey Julius, bey ſeinen Kindern. Es ſcheint ihm nicht lieb zu ſeyn, daß jener gefallen, und er erhalten iſt, und es bewegen ſich trübe Bilder in ſeiner, nicht bloß durch die Kugel, wunden Bruſt. Übrigens hat er mir verbothen, Dir außer dem treuen Bericht über die Schlacht und den Hergang der Sache etwas zu

melden. Auch das, was ich hier geſchrieben habe, darf er nicht leſen, und es iſt in ſo weit gut, daß ſeine groſſe Erſchöpfung ihn hindert, den Brief zu überblicken, ehe ich ihn abſende. Er ſchickt Dir und ſeinen Kindern herzliche innige Grüße, Segnungen und ſchmerzliche Erinnerungen. — Er ſpricht nur von Euch, und ihm, und meine Tröſtungen gleiten an ſeinem dumpfen Schmerz ab.

Leb wohl, liebe Schwägerinn! Möchte der Brief Dich in gehöriger Faſſung treffen, und Du thun, was Dein Herz Dich gewiß heißt!

Fünf und dreyßigster Brief.

Der Oberſte Fierolles an Bertha von Selnitz.

** den 24ſten October 1813.

Aus einem halb' zerſtörten Dorfe, wo, unter Brandſtätten kaum ein bewohnbares Zimmer zu finden war, um elende Verwundete aufzunehmen, ſchreibe ich Dir. Die ganze Hölle war an dem Tage bey Leipzig los. Alles iſt verloren. Ich bin unbedeutend am Schenkel, aber doch ſo verwundet, daß ich nicht weiter kann. Um mich her ächzen und winſeln verwundete und ſterbende Landsleute, deren Blut um einer unglücklichen Verblendung willen dieſen unſeligen deutſchen Boden tränken mußte. Unter ihnen, der Theuerſte und Bedauernswürdigſte von Allen, liegt auch Lothar, mit geſpaltetem Haupt, ohne Hoffnung zu geneſen, ohne den Troſt, ſterben zu können.

Wilde Phantaſien zerrütten ſein verletztes Ge-

hirn, und wüthender Schmerz und Wahnsinn theilen sich in die letzten Stunden seines Lebens. Der Nahme unsrer unglücklichen Freundinn ertönt zuweilen von seinen Lippen. Sein Zustand ist erschrecklich. Ach wenn nur die Leiden des Rettungslosen bald zu Ende wären! ...

Ich liege in dumpfem Hinbrüten nicht weit von ihm auf einer elenden Streu. Das einzige Bett, wenn man einige halbzerrissene Kissen und Decken so nennen kann, das unsere Leute in den von jeder menschlichen Spur verlassenen Hütten fanden, wurde von Allen gern dem armen Lothar überlassen. Der deutsche Arzt, den man geschickt hat, nach uns zu sehen, und der seine Schuldigkeit ordentlich thut, gibt uns die Hoffnung, daß unser Freund den morgigen Abend nicht erleben werde.

Ich glaube in wenigen Tagen wieder zu Pferde sitzen zu können. Aber ich bin gefangen, und, was mit mir geschieht, ist ungewiß. Der Teufel hat uns dießmahl in das verwünschte Land geführt! Leb wohl! Wer weiß, von wannen, und wann ich Dir schreiben kann?

Sechs und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Reſidenz den 27ſten October 1813.

Ludwig iſt ſchwer verwundet! — Julius todt! Mein Schwager Carl, der ſeines Bruders pflegt, hat mir geſchrieben. Ich weiß nicht, wie mir iſt. Die Ringſtern und Adolph beſorgen meine Reiſe. Ich breche morgen auf, und eile zu meinem Gemahl. O nur noch lebend laß mich ihn finden, barmherziger Gott! Nur noch ſo lange erhalte ihn mir, bis ich ihm geſagt habe, daß ich ihn noch heiß liebe, und daß er mir vergeben möge, weſſen er mich zu ſtreng anklagt! Weiß Gott! Zu ſtreng! Meine Gedanken verwirren ſich. Ich muß mich gewaltſam faſſen, um nicht Verkehrtheiten zu beginnen, und denen, die für mich ſorgen, zur Laſt zu fallen. Leb wohl!

Sieben und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

** den 10ten November 1813.

Endlich, liebe Clara! nach langen, ſchmerzlichen und doch ſo ſchönen Tagen finde ich die Stille in mir, und auch die Muße von außen, um Dir ſchreiben zu können. Ich bin bey meinem Ludwig. Ich habe ihn wieder nach drey unglücklichen Jahren, und Alles, was noch dunkel in unſerm Schickſal iſt, Alles, was wir verloren, und was er noch zu leiden hat, verſchwindet vor dem Glücke, daß wir uns wiederhaben, daß er geneſet, und wir einem ſtillen, vereinten Leben entgegen ſehen können!

Meine Reiſe war ſo ſchnell, als möglich, und alſo auch ſo beſchwerlich, als möglich. Wir gaben uns in drey Tagen und zwey Nächten nur ſo viel Ruhe, als nöthig war, um nicht zu erliegen. Ach

mir brannte das Herz, und der entsetzliche Gedanke, daß mein Ludwig indeß sterben, und ich den letzten Hauch der Versöhnung nicht mehr empfangen könnte, jagte mich mit Blitzesschnelle vorwärts.

Adolph hat sich auf dieser Reise sehr besonnen und muthig gezeigt. Der zwölfjährige Knabe hat für seine Mutter und Schwester gesorgt. Die Bedienten gehorchten ihm gern, denn sie liebten ihn, und mußten seine Anordnungen billigen. O welchen Trost hat der Himmel dem auch in dem größten Unglück gegeben, dem er gute Kinder gab!

Angekommen in dem kleinen Städtchen, wo Carl sich schon während einigen Wochen aufhielt, und Ludwig jetzt bey ihm ist, überfiel mich eine Angst, ein Zittern, daß ich kaum im Stande war, aus dem Wagen zu steigen. Ich schickte sofort aus dem Gasthofe zu Carln. Er kam schnell. — Lebt er? war mein erster, einziger Laut. Sein freundlicher Blick beruhigte mich, ehe er die Worte des Trostes aussprach. Ich sank auf meine Knie, und dankte Gott für die abgenommene Angst. Dann machte ich mich auf den Weg. Carl ging voraus, um Ludwig auf meine Ankunft, die er nur halb erwartet hatte, vorzubereiten. End-

lich kam er, und führte, oder trug mich vielmehr die Treppe hinan; denn Freude, Erschütterung, Bangigkeit und Sehnsucht hatten meine Kräfte gelähmt. Jetzt stand ich an der Thüre seiner Wohnung.

Ich öffnete unter lauten Herzensschlägen. Ein Offizier war im Vorzimmer. Errieth er, wer ich war, an dem Ausdrucke meines Gesichtes? Wußte er, daß ich kommen würde? Er sprang schnell ins Zimmer hinein, kam eben so schnell wieder, und führte mich mit wohlwollender Achtung hinein.

Fahrnau, von zweyen seiner Leute unterstützt, kam mir entgegen. Er war angezogen, aber er sah sehr krank aus. Der rechte Arm ruhte in einer Schlinge, eine schwarze Binde war um die Stirn geschlagen. Er breitete mir den linken Arm entgegen. Ich sank an seine Brust. So hielten wir uns lange, lange. Ich fühlte, daß er zitterte, und leitete ihn zum Kanapeh. Er legte sich hin. Ich kniete vor ihm nieder, und drückte meine Stirn auf seine Hand. Ein Wink von ihm entfernte die Zeugen. Auch der gute Carl ging. Aber noch vermochte Keines von uns ein Wort vorzubringen.

Ich danke Dir, sagte Ludwig endlich mit schwacher Stimme: Ich danke Dir recht sehr, daß Du gekommen bist!

Ich drückte ſeine Hand an meine Lippen. Meine Thränen ſtrömten. Ach, er ſchien nicht zu ahnen, wie ſelig mich ſein Wiederſehen machte!

»Du biſt ſo gut, Leonore! Es iſt viel vorgegangen, ſeit wir uns nicht geſehen!«

Aber wir haben uns wieder! rief ich: Gott hat mein Flehen erhört!

Er ſah mich lange an. Sein dunkles Auge wurde düſterer, und immer düſterer. Julius — ſagte er nach einer Pauſe.

Es war, als griffe eine eiskalte Hand in mein heißes Herz. Ich erhob mich von den Knieen. Ich verſtehe Dich, Ludwig! ſagte ich: Ich weiß, ich habe gefehlt.

O nicht, nicht das! rief er heftig: Keine Entſchuldigung, Leonore! Du haſt kaum gewankt, wo ich fiel. Aber Deine Liebe für mich m u ß geſtorben ſeyn, und was Dich zu mir führt, iſt Dein lebendiges Pflichtgefühl.

Mir that dieſe Rede unendlich weh. Ich hoffe, antwortete ich, daß mein Betragen Dich von der Art meiner Empfindungen überzeugen ſoll.

Er fühlte mit der linken Hand nach Etwas in ſeinem Buſen. Er wollte ſich mit der verwundeten Rechten helfen. — Wünſcheſt Du etwas, Ludwig? ſagte ich.

»Ach, ich bin ſo voll Binden und Hülſen! »Hier muß ein Papier ſeyn?« Ich zog es leicht hervor. Er ſchlug es auseinander. Ich ſah eine dunkle Locke darin, und ahnete Alles.

»Ich habe ſie vom Haupte des todten Freundes geſchnitten. Er ſtarb mit Segnungen für Dich, und mich. Hier iſt ſein letztes Andenken.« Er hielt mir die Haare hin.

Das war zu viel für mein Gefühl. Meine Kniee zitterten, ich fühlte, daß ich todtbleich wurde, und ſuchte nach einem Stuhl, um mich zu ſetzen.

Ludwig ſah mich ſcharf und finſter an. Halte Deine Thränen nicht zurück, Leonore! ſprach er: Sie ehren den Freund, dem ich Leben und Freyheit ſchuldig bin. Er war mein Schutzengel, und keine niedrige Eiferſucht ſoll die letzten Tage meines Lebens entheiligen. Sie ſeyen ſeinem Andenken, und Deiner Verſöhnung geweiht! Jetzt vermochte ich es nicht mehr auszuhalten. Heftig ſchluchzend warf ich mich über ihn: O, wenn Du noch einen Funken Mitleid für mich haſt, ſo höre auf, ſo zu ſprechen! Ich kann den Gedanken Deines Todes nicht ertragen!

Leonore! ſagte er mit zitternder, zweifelhafter Stimme. Nimm mein Geſtändniß an,

oder verwirf es! rief ich heftig: Mißdeute mein Gefühl, oder erkenne es, wie Du willst! Aber ſagen muß ich's, und Du mußt es wiſſen. Ich liebe Dich, Ludwig! Ich liebe Dich mit eben der treuen Liebe, wie in Roſenſtein! — Er ſah mich ſtarr und lange an, er wurde immer bleicher, immer ſtarrer, ſchloß endlich die Augen, und lag ohnmächtig auf ſeinem Kiſſen. Ich erſchrack. Ich erhob ſein Haupt, hielt ihm Eſſenzen vor, und nannte ſeinen Nahmen. Er erhohlte ſich endlich, und öffnete die Augen. Thränen tröpfelten über ſeine Wangen, aber er konnte nicht reden. Ach es war nicht nöthig! Sein Blick ſagte mehr, als alle Sprachen in Worte faſſen könnten!

Meine Lippen ſanken auf die ſeinen, unſere Seelen floſſen in dieſer Berührung zuſammen. Endlich lispelte er leiſe: Du liebſt mich?

Ich verſicherte es ihm noch einmahl. O Gott! Welche ſeligen Augenblicke! Die Wonne dieſer Momente war mit den Leiden von drey kummervollen Jahren nicht zu theuer erkauft. Wie gern hatte ich meine Nächte für die koſtbaren Thränen verweint, die jetzt aus Ludwigs Augen floſſen! Wie war ich für jeden Schmerz ſo reich belohnt! — Er liebte mich noch! Ach er hat mich wohl immer geliebt! Mein Bild war nur auf einige

Zeit durch die Zaubetkünſte einer Unglücklichen in Schatten geſtellt worden!

Der Arzt kam bald darauf, und ermahnte Ludwig, nicht zu viel zu ſprechen, und mich, jede heftigere Rührung für den Kranken zu vermeiden. Er fand ihn etwas ſchlimmer, und ſeine ernſte Miene machte mein Blut gerinnen. Ich begleitete ihn beym Fortgehen. Zitternd, ſo, daß meine Zähne zuſammenſchlugen, fragte ich ihn um ſeine Meinung von dem Zuſtand meines Mannes. Der Herr Baron iſt in keiner gegenwärtigen Gefahr, ſagte er beruhigend: Aber er muß mit der größten Sorgfalt und Schonung behandelt werden, ſonſt kann leicht ein übler Zufall dazutreten. — Für jetzt alſo iſt keine Gefahr? fragte ich, und hing an ſeinem Blicke, und ſuchte in ſeinen Mienen, ob ſie nicht ſeinen Worten widerſprächen. Gewiß keine! Glauben Sie mir das auf meine Ehre, gnädige Frau! ſagte er, und eine ſichtbare Rührung mahlte ſich in ſeinen gutmüthigen Zügen: Ich würde es nicht wagen, mit Ihrer Liebe und Ihrer Angſt ein grauſames Spiel zu treiben. Aber geben Sie genau auf Ihren Kranken Acht! Hüthen Sie ihn vor jeder ſtarken Erſchütterung, und beobachten Sie Alles, was ich zuvor vorgeſchrieben habe!

Doch das iſt wohl nicht nöthig, Ihnen zu empfehlen. Faſſen Sie Muth, gnädige Frau! fuhr er fort, als ich noch immer zitternd nichts antwortete, indem er meine Hand treuherzig ſchüttelte: Es wird Alles gut werden. Fahrnau iſt jung, conſervirt, und hat ja die treueſte Pflege.

Als ich wieder zu meinem Kranken kam, fragte er mich ruhig, ob mich der Arzt von der Gefahr ſeines Zuſtandes unterrichtet habe? Ich ſagte ihm die Wahrheit. Er wiegte verneinend das Haupt. Die Vorſtellung einer tödtlichen Verwundung und eines nahen Endes ſchien ihm ſehr geläufig, und nichts weniger als ſchrecklich. Er ſprach mit Faſſung darüber, wie er vor wenig Wochen den Tod gewünſcht, ihn in der Schlacht geſucht habe, und jetzt nur der Gedanke an ein neues, durch Liebe beſeligtes, Leben an meiner Seite ihm ſeine letzte Stunde bitter machen würde. Dann fragte er nach den Kindern. Ich geſtand ihm, daß ſie mich begleitet hätten, und im Gaſthofe zurückgeblieben wären. Eine heftige Bewegung erſchütterte ihn. O meine Kinder! rief er: So werde ich auch Euch noch vor meinem Tode ſehen! Geh, Leonore! Bringe ſie zu mir! Sieh, es könnte ſchnell mit mir enden, und ich hätte dann dieſe Seligkeit entbehrt!

Mir erſtickten Thränen und Rührung die Stimme. Weinend kniete ich auf ſeiner Seite, und ſchluchzte auf ſeine Hand. »Leonore! Mein gutes, treues Weib! Weine nicht! Ach ich habe dir ſo viel Herzeleid gemacht!«

Was nun für eine Scene folgte, kann ich dir nicht beſchreiben; denn ich kann dir dieſe Tiefe des Gefühls, dieſe Miſchung von unendlichem Schmerz und höchſter Freude nicht ſchildern. Aber des Arztes Geboth war übertreten, unwillkührlich, ja, ich möchte ſagen, unvermeidlich. Die Frage nach ſeinen Kindern, und höchſt angreifende Erklärungen waren in unſerer Lage nicht zu umgehen. Ludwig war ganz erſchöpft. Ein heftiges Fieber ſtellte ſich ein, und er fing an, irre zu werden. Unſere Trennung, ſeine Kinder, Julius Tod, Roſaliens furchtbares Ende, Alles miſchte ſich in wildem Wechſel durcheinander. — Die Nacht war ſehr böſe. Ich konnte ihn nicht verlaſſen. Carl mußte meine Stelle bey den Kindern vertreten, ſie tröſten, und beſchützen. Der Arzt fand ihn am Morgen in augenſcheinlicher Gefahr. O verlange nicht zu wiſſen, wie mir zu Muthe war! Der redliche Mann ſah meinen Zuſtand, und gab mir ſo viel Hoffnung, als ſein Gewiſſen ihm erlaubte. Da aber Ludwig in jedem freyen Augenblick nach

den Kindern fragte, und auch seine Phantasien sich größtentheils mit ihnen beschäftigten, so stellte ich dem Arzte beym Abendbesuche vor, ob er nicht erlauben wollte, daß die Kinder morgen kämen, weil es vielleicht zur Beruhigung des Kranken beytragen könnte. Er faßte diese Vorstellung auf, und erlaubte es mir, wenn der lichten Augenblicke mehr seyn würden. — Auch diese Nacht verließ ich den Geliebten keine Minute. Nach Mitternacht legten sich die wilden Wallungen seines Blutes, das Fieber ließ nach, er sprach heiter, aber schwach mit mir. Die Kinder waren der Hauptinhalt seiner Unterredung. Ich mußte ihm Alles erzählen, was mit ihnen in den zwey Jahren vorgegangen war, und die süße Hoffnung, sie am nächsten Tage zu sehen, schien seine aufgeregten Lebensgeister in sanfte Ruhe zu wiegen. Still, ergeben, ja, heiter entschlief er unter diesen Erzählungen gegen den Morgen hin, und erwachte recht gestärkt, als bald darauf der Arzt eintrat. Er fand ihn merklich gebessert, die drohende Gefahr war verschwunden, und auf die Frage nach den Kindern, die fast sein erstes Wort war, verbreitete die gewährende Antwort des Arztes eine Art von Verklärung über das Gesicht des liebenden Vaters. Der Offizier erboth sich mit

einer recht angenehmen Freundlichkeit, die Kinder zu hohlen, und nun regte eine freudige Spannung Ludwigs Gemüth und ganzes Wesen auf. Seine blassen Wangen färbten sich mit einer leichten Röthe, so oft ein Geräusch im Hause ihm ihre Ankunft zu verkündigen schien. Ach er war so liebenswürdig, so unwiderstehlich in dieser Aufwallung der heiligsten Triebe! Endlich hörten wir im Vorzimmer mehrere Tritte. Der Offizier trat ein. Sie sind da! rief Ludwig, und erhob sich rasch vom Kanapeh. Der Offizier und ich wollten ihn unterstützen, aber er bedurfte unsrer nicht. Da ging die Thüre auf, und Adolph stürzte herein. Wie, dieser Jüngling? rief Ludwig erstaut, und lag in den Armen seines hochgewachsenen Sohnes, der zwischen Lachen, Weinen, Ehrfurcht und Liebe den Vater bald betrachtete, bald umschlang, und vor Freude nicht reden konnte. Auch Ludwig war tief erschüttert. Marie hatte ihn indessen von der Seite umschlungen. Er neigte sich zu dem Mädchen. O welche Gruppe, Schwester! Die hohe Gestalt des verwundeten Kriegers, umschlungen von den zwey schlanken jugendlichen Wesen, die in ihren Zügen den Abglanz der seinigen trugen, sein linker Arm ausgebreitet über den blü-

henden Jüngling, das Haupt ſanft herab zur Tochter geneigt, die mit Thränen an dem Vater emporſah. — Ich zeige dir das Bild, wenn wir uns wiederſehen, was, wie ich hoffe, bald ſeyn ſoll; denn ich habe es gezeichnet. Sie ſind Alle zum Sprechen ähnlich, und nie vielleicht hat mir eine Arbeit ſo gelungen, wie dieſe.

Nun bin ich zum großen Theil von meinen Kindern aus der Pflege und Bedienung des Vaters verdrängt. Sie verlaſſen ihn keinen Augenblick mehr, ſie ſpähen nach jedem Blick von ihm, ſie errathen ſeine Wünſche, und wenn ein Streit entſteht, ſo iſt es darum, wer den Vater bedienen, wer ihm dieß oder jenes reichen ſoll. Ludwig iſt ganz glücklich, und die heilige Allgewalt der reinſten Liebe zeigt ſich mit heilender Kraft an ihm. Er erhohlt ſich ſo ſichtlich, daß der Arzt ſagte, hier ſey ein Wunder geſchehen, und die Liebe habe es gethan. So wirkt der geſtillte Geiſt wohlthätig auf den leidenden Körper, und ich darf nun nichts mehr für ſein Leben fürchten. Ach, Schweſter! Welches ſchöne Zuſammenfinden! Welche Seligkeit nach ſo vielen Stürmen, ſo vielem Jammer, nach ſo ſchmerzlicher Trennung!

Wir bleiben noch ſo lange hier, bis Ludwig die nicht beträchtliche Reiſe auf das Gut ſeines

nes Bruders auszuhalten im Stande iſt. Dort, wo er mehr Bequemlichkeit haben wird, werden wir ſeine völlige Geneſung abwarten, und dann nach Roſenſtein zurückkehren, wo nunmehr auch jede Beſorgniß verſchwunden iſt, die den theuern verklärten Freund bewog, mir zur Entfernung aus der bedrohten Gegend zu rathen. O mit welchen Empfindungen werden wir nach ſo langer Zeit es betreten!

Acht und dreyßigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein im Jänner 1814.

Seit drey Jahren zum ersten Mahl begrüßte ich vor vierzehn Tagen mein geliebtes Eigenthum, das Schloß meiner Väter, wieder! Was ist geschehen, lieber Carl! seitdem zuerst ein unglücklicher Vorwitz, dann Eitelkeit und Verführung mich daraus weglockten, und endlich die Bosheit eines rachgierigen Feindes mich davon fern hielt! Wie viele Leiden sind seitdem über mein Vaterland, über mich, und Tausende ergangen! Und wie muß ich der Vorsicht danken, die uns aus so anstrengenden Kämpfen und schmerzlichem Verlust glücklich und siegreich gerettet hat! Ach es sind kostbare Opfer gefallen! Die heilige Sache war ihrer werth; aber sie bleiben ewig fühlbar, und

nie, nie wird ſich wieder Alles in ſeine alten Fugen zurückfinden.

Aber auch in einer andern Hinſicht kann ich das beklommene Gefühl nicht beſchwichtigen, daß nun nicht mehr Alles iſt, wie es war.

Meine Leonore liebt mich innig. Sie thut Alles, was ſie vermag, um es mir zu beweiſen. Du ſelbſt warſt Zeuge ihrer Leiden und Sorgen um mich, bis endlich die Gefahr gewichen war, und ſie hoffen durfte, den Jugendgeliebten, den Vater ihrer Kinder für dieß Leben zu behalten. Ich kann in keinem Puncte über ſie klagen, ja, ich kann nichts, durchaus nichts auffinden, was mich auf eine Erkaltung ihres Gefühls ſchließen laſſen könnte; aber ich weiß doch, daß ich nicht immer allein in ihrem Herzen geherrſcht habe, ich weiß, daß ein Anderer ihr liebenswürdig, ach, viel liebenswürdiger erſchienen iſt, als ich damahls für ſie ſeyn konnte, und ich kann dieß Bewußtſeyn nicht aus meiner Seele verlöſchen!

Es iſt ganz etwas anderes mit der Erinnerung an eine Unglückliche, die ihre Verirrungen ſchrecklich gebüßt hat. Sie hatte abzubüßen. Ich zürne ihr nicht mehr. Lange vor ihrem furchtbaren Ende, welches allein ſchon jeden Groll gegen ſie entwaffnet haben würde, war in der Einſamkeit

meiner traurigen Haft der Schleyer von meinen Augen gefallen. Ich erkannte wohl, daß nur ihre allzulebhafte Einbildungskraft sie zauberhaft an mich gezogen, daß sie mein Inneres nie gekannt, und sich bloß von einer augenblicklichen Verblendung hatte hinreißen lassen. Ihr Schwindel hatte auch mich ergriffen. Ihre Schönheit, ihre wirklichen Vorzüge, und was sie um meinetwillen litt, wurden mir zu eben so viel Banden des Reizes und der Verpflichtung. Ich glaubte sie zu lieben, und liebte sie auch wohl; aber diese Liebe, die auf keine richtige Erkenntniß, auf kein Pflichtgefühl, auf keine wahre Achtung gegründet war, konnte uns keinen Frieden geben, und keines von uns auf mehr als flüchtige Augenblicke beglücken.

Es war ein Rausch, eine Fiebergluth. Sie mußte verschwinden, und Leonorens Bild verherrlicht aus den zerfließenden Nebeln hervorgehen. Von ihrem Andenken hat Leonore nichts zu fürchten. — Darf aber ich dieß auch von Julius Bild denken, das durch seine Tugenden, sein Unglück, durch das, was er für mich gewagt, durch seinen Heldenmuth und Heldentod so hoch verklärt vor unsern Blicken schwebt?

Meine Gesundheit ist noch nicht ganz hergestellt. Meine Jugendkraft will nicht zurückkeh-

ren. Ich bediene mich meines rechten Arms noch mit Beſchwerde, und auch die Bruſt ſchmerzt mich noch oft. Leonore ſteht wie ein tröſtender Engel neben mir, und ſie und die Kinder thun Alles, was ſie erſinnen können, mir dieſe Unbequemlichkeiten erträglicher zu machen. Ich fühle es, ich danke es ihnen herzlich; dennoch muß ich mir oft ſagen: Es iſt nicht mehr Alles, wie es war!

Wir haben uns auf der Herreiſe ein Paar Tage in der Reſidenz aufgehalten. Der Fürſt hat mich mit großer Auszeichnung, ja mit väterlicher Freude empfangen, alle unſere alten Bekannten haben uns aufgeſucht, und ich habe Manches erfahren, was mir zu wiſſen wichtig war. Der Oberſte Lothar iſt an ſeinen Wunden geſtorben. Er hat ſechs Tage gelitten. Roſaliens Bild war vor ſeinen Augen, Verzweiflung in ſeinem Herzen. Ein zweytes Opfer ſeiner Rache, die Gräfinn Lichtwerth, iſt auf ihren Gütern bey ihrem Manne. Die bekannte Anhänglichkeit Beyder an die Feinde des Vaterlandes hat ihnen jetzt mancherley Bedrückungen zugezogen. Sie leben ſehr ſtill und eingeſchränkt; aber Ida ſoll ſich mit Würde betragen, und die Welt fängt an einzuſehen, daß ſie ihr mit ihrem raſchen Urtheil zu nahe getreten iſt. Mathilde iſt vergnügt an der

Seite eines Gemahls, für deſſen großen Werth ſchon der einzige Umſtand entſcheidet, daß er Julius innigſter Freund war. Sie haben den Tod des Edeln tief gefühlt, und werden ihn nie verſchmerzen. Gegen den Frühling zu, wenn die Wege wieder practicabel ſind, und meine Geſundheit es mir erlaubt, werde ich ſeine theuren Reſte aus dem Orte ſeiner proviſoriſchen Ruheſtätte abhohlen laſſen, und ſie dann ſelbſt nach Fallowetz begleiten. Mein Herz ſehnt ſich nach dieſem letzten Dienſte der Liebe, den ich ihm leiſten kann.

Leonore grüßt Dich herzlich, und die Kinder umarmen Dich. Leb wohl!

Neun und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Roſenſtein den 24ſten April 1814.

Der düſtere Winter iſt vorüber, der Schnee zerſchmilzt auf unſern Bergen, das Todtenkleid der Erde fällt ab, und das friſche Grün der Hoffnung und Freude fängt an, die erwachende Natur zu bekleiden. Gott ſey geprieſen, der dieſen unverrückbaren Wandel der Jahreszeiten feſtgeſetzt hat, welcher aus dem Tod alljährlich das Leben erweckt, und nach langen Leiden auch das Herz des Menſchen der Hoffnung und fröhlichen Empfindungen öffnet!

Du haſt den Winter über manchen klagenden Brief von mir erhalten. Meines Ludwigs wankende Geſundheit, und vor allem ſein trüber Muth, und die Zweifel, die ſein Herz beunruhigten, ſtörten meinen Frieden, und trübten die

sonst so seligen Tage unseres neuen Zusammenlebens. Dennoch — der gütige Vater im Himmel weiß auch aus jedem harten Felsen Blumen für seine ihm vertrauenden Kinder hervorzulocken — dennoch lag selbst in dem düsteren Flor, der sich über unser Verhältniß breitete, ein eigener Reiz.

Ludwigs Herz war nicht ruhig über mich. Er glaubte noch immer ein theures Andenken mit aller Gewalt einer unglücklichen Leidenschaft bey mir herrschend. Ich mochte thun, was ich wollte, um ihm diesen quälenden Wahn zu benehmen, und ihm mein Gefühl für den verklärten Freund in seinem wahren Lichte zu zeigen — es gelang mir nicht. Aber diese Unruhe und der stille Kummer gaben seiner Liebe für mich einen neuen Zauber, und vielleicht war selbst der selige Rausch unserer ersten Vereinigung in der Blüthe unserer Jugend minder beglückend, als diese Stellung unserer Gemüther.

So dauerte unsere Lage fort, bis vor etwa drey Wochen der Oberste Hankwitz plötzlich in Rosenstein erschien. Es waren schon öfters Briefe hin und her zwischen uns gegangen; aber die Winterszeit verboth dem kränklichen Greise, so wie meinem wunden Ludwig jeden weiten Besuch. Die Nachricht, daß Ludwig jetzt seinen

Kammerdiener zu ſeinem Bruder geſchickt habe, um jene theuern Überreſte aus Sachſen hierher zu bringen, von wo aus Ludwig ſich dann durch nichts abhalten laſſen wollte, ſie ſelbſt an ihre letzte Ruheſtätte zu führen, war die Urſache des Beſuchs. Wir empfingen den verehrten Greis, wie die Geſchwiſter des verſtorbenen Bruders den Vater empfangen könnten. Ach wir hatten alle nur Einen Verluſt zu betrauern!

Er eröffnete Ludwig ſeinen Wunſch, die Leiche des Unvergeßlichen, wenn nicht irgend ein beſtimmt ausgeſprochener Wille desſelben anders verfügt hätte, auf Waldemuth beerdigen zu laſſen.

Mein Mann willfahrte dem würdigen Greis mit wehmüthiger Freude. Julius hatte nichts beſtimmt. Die erſte Anordnung, die Leiche nach Fallowetz zu bringen, war bloß Ludwigs Gedanke geweſen, und er konnte alſo leicht dem Oheim zu Liebe dieſe Änderung vornehmen; ja er freute ſich vielmehr der Ausſicht, nicht ſo weit von dem Grabe ſeines Freundes getrennt zu ſeyn. Den zehnten Aprill kam der Kammerdiener mit der Leiche an. Ach es war ein Tag der ſchmerzlichſten Trauer für das ganze Haus! Es war Jedem, als wäre uns der Freund erſt jetzt entriſſen worden!

In Waldemuth wurde Alles zu dem feyerli-

chen Begräbniß zubereitet. Wir fuhren in tiefer Trauer hinüber. Ludwig hatte Alles veranſtaltet, und mir ſelbſt den langen Kreppflor über dem Haupte befeſtigt. Ich zitterte vor der Wirkung, die dieſe Reiſe und die Feyerlichkeit auf ſeine Geſundheit und ſein Gemüth haben würden. Es war Alles würdig, einfach, aber mit anſtändiger Pracht, und endlich mit dem ſchönſten Schmuck, der ein Leichenbegängniß zieren kann, mit der tiefſten Rührung und ungeheuchelten Thränen vollendet.

Ich werde nie vergeſſen, wie ſich Ludwig an dieſem Tage benahm. Hätte ich ihn nie geliebt, mein Herz würde jetzt ſein geworden ſeyn! Ach ich wußte am beſten, welche Kämpfe in ihm vorgegangen waren, und mit welchen Gefühlen er des Verſtorbenen dachte! Aber Julius reiner Geiſt ſchwebte in dieſem Augenblicke ſegnend über uns. Er ſah unſeren Schmerz um ihn, er kannte den Zwieſpalt in Ludwigs Herzen, und ſo wie er im Leben nur beglückend auf Alle, die er liebte, gewirkt hatte, ſo bewies ſein heiliges, feyerliches Andenken auch jetzt ſeine reinigende Kraft. Mit tiefer Wehmuth, aber zugleich mit langentbehrter Ruhe kehrte Ludwig vom Begräbniß in die uns angewieſenen Zimmer zurück. Hier

ſchloß er mich innig in ſeine Arme, und ſagte: Julius weiß nun das, was wir gethan! Er kennt mein Herz, und das deine. Künftig keine Klage, keine ängſtliche Sorge mehr! Du biſt mein, wie ſein, und in einer ſchönen Welt, wohin der Bruder uns vorangegangen, fallen die engen Beſchränkungen dieſer Erde nieder. Dort lieben wir uns Alle ohne Neid, ohne Beeinträchtigung.

Von dieſem Tage an ſcheinen wirklich die düſteren Zweifel immer mehr aus Ludwigs Seele zu ſchwinden, und ſeine Geſundheit befeſtigt ſich, wie jene Stürme ſich legen, und auch die Natur ſich milderen Stunden nähert. Seine Heiterkeit kehrt zurück, er kann wieder kindlich froh ſeyn, er beginnt ſeine Geſchäfte wieder, er geht hinaus in Wald und Feld, und Adolph, den er in ſeine Arbeiten einführt, muß ihn begleiten. So fängt denn ein neues, ſchönes Leben für uns an, und ich danke auch dieß, wie jedes Glück der letzten Zeit, unſerem verklärten Freunde, der, lebend und geſchieden, der Schutzgeiſt unſerer Liebe und unſeres Glückes war.

Stanford University
3 6105 015 c

STANFORD UNIVERS
CECIL H. GREEN
STANFORD, CALIFORN
(415) 723-

All books may be recal

DATE DU

JUN 1 0 1999
JUL 1999